Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie in 300 Bändchen.

Zweihundertundsechsundvierzigstes Bändchen.

Berthold Auerbach.

Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker

für alle Stände.

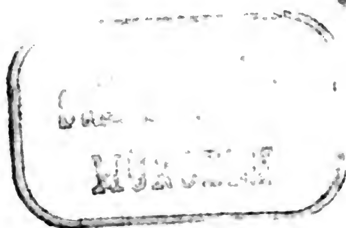
(„Bildung macht frei!")

Zweihundertundsechsundvierzigstes Bändchen.

Berthold Auerbach.

Mit Biographie.

Hildburghausen:
Druck vom Bibliographischen Institut.
New-York: Hermann J. Meyer.



Biographische Skizze.

† Febr 1882 zu Cannes

Berthold Auerbach

wurde zu Nordstetten im Würtembergischen Schwarzwalde am 28. Februar 1812 von israelitischen Eltern geboren. Seinen ersten Unterricht empfing er in der christlichen Dorfschule; als später eine Judenschule daselbst errichtet wurde, besuchte er diese. Der tüchtige Lehrer Bernhard Frankfurter übte auf Auerbachs Jugendbildung den größten Einfluß. Zum jüdischen Theologen bestimmt, machte der Knabe schon frühzeitig Studien im Talmud. Dreizehn Jahre alt, kam er in Pension zu dem Rabbiner an der Talmudschule in Hechingen. Zu seiner weitern Ausbildung besuchte er zwei Jahre später die Talmudschule zu Karlsruhe. Während seines dreijährigen Aufenthalts in dieser Stadt nahm er auch sein Studium der lateinischen Sprache, das er bereits in Nordstet-

ten begonnen hatte, wieder auf. Er besuchte in einzelnen Stunden das dortige Gymnasium und erwarb sich namentlich einige Kenntnisse der griechischen Sprache. Im Frühling 1830 begab sich Auerbach nach Stuttgart, wo er nach einem halben Jahr Privatunterricht die oberste Klasse des Gymnasiums besuchte. Nach Vollendung der Gymnasialstudien bezog er im Frühjahr 1832 die Universität Tübingen, um die Jurisprudenz zu studiren. Bald aber wandte er sich der Philosophie zu und ergriff seinen alten Plan, jüdischer Theolog zu werden, mit neuer Wärme. In München, wo er seit Ostern 1833 seine Studien fortsetzte, fesselte ihn vor Allen Schelling. In burschenschaftliche Untersuchungen verwickelt, kehrte er im Winter desselben Jahres nach Stuttgart zurück, und ging 1834 nach Heidelberg, wo er im nächsten Jahre seine Studien vollendete. Die erwähnte Untersuchung zog ihm eine zweimonatliche Festungshaft auf Hohen-Asperg zu. Auerbach lebte seitdem als Privatgelehrter ganz seinen literarischen Bestrebungen. Die verschiedensten, und meist die schönsten Punkte des deutschen Vaterlandes, wie Frankfurt a. M., Bonn, Mainz, Karlsruhe, Fulda, Berlin, Wien u. s. w. wurden auf kürzere oder längere Zeit seine Wohnstätte.

Auerbachs Schriften, von denen die frühern meist eine philosophische Grundlage haben, sind: „Das Judenthum und die neueste Literatur" (1836); „Spinoza", Roman (1837); „Dichter und Kaufmann", Charaktergemälde (1839); „Spinozo's sämmtliche Werke. Aus dem Latein."

(1831); einzelne Novellen und Aufsätze in Zeitschriften; „Der gebildete Bürger" (1841); „Schwarzwälder Dorfgeschichten" (1843); „Der Gevattersmann", ein Kalender, seit 1845; „Grundzüge der volksthümlichen Literatur" (1845); „Tagebuch aus Wien" (1849); „Andree Hofer", Trauerspiel (1850) u. a. m.

In allen diesen Werken bekundet Auerbach seine große Befähigung zum Volksschriftsteller in der edelsten Bedeutung des Wortes. Für Aufklärung und wahre Religiosität, für Menschenliebe, und Menschenwürde nach Kräften zu wirken, gesunde Lebensanschauung, Sinn für das Wahre und Rechte und Menschen- und Weltkenntniß unter dem Volke zu verbreiten, — das ist das schöne Ziel, dem sein unablässiges Streben zugewendet ist. Er besitzt dazu eine glückliche Phantasie und eine treffliche, seinem Gegenstande und seinen Lesern stets angemessene Darstellungsgabe. Sein tiefes Mitgefühl für die Leiden der Menschheit, besonders in den untersten Klassen, verleiht seinen Erzählungen einen ebenso gediegenen und eigenthümlichen Reiz, wie sein Haß gegen alles Schlechte, sein Abscheu vor jeder Lüge, seiner Darstellung jene männliche Beredsamkeit gibt, welche den geradesten Weg zu den Herzen der Menschen findet. Seine unschätzbaren Dorfgeschichten und sein Gevattersmann haben daher auch eine ganz ungewöhnliche Verbreitung unter allen Ständen gefunden.

Der Tolpatsch.

Ich sehe Dich vor mir, guter Tolpatsch, in Deiner leibhaftigen Gestalt, mit Deinen kurzgeschorenen blonden Haaren, die nur im Nacken eine lange Schichte übrig hatten, Du siehst mich an mit Deinem breiten Gesichte, mit Deinen großen blauen Glotzaugen und dem allweg halb offenen Munde. Damals, als Du mir in der Hohlgasse, wo jetzt die neuen Häuser stehen, einen Lindenzweig abschnittst, um mir eine Pfeife daraus zu machen, damals dachten wir nicht daran, daß ich einst der Welt etwas von Dir vorpfeifen würde, wenn wir so weit, weit auseinander seyn werden. Ich erinnere mich noch wohl Deiner ganzen Kleidung, freilich ist sie leicht zu behalten, denn Hemd, rother Hosenträger, und für alle Gefahren schwarzgefärbte leinene Hosen war ja Alles; am Sonntag, ja da war es anders, da

hattest Du Deine Pudelkappe *). Dein blaues Wamms mit den breiten Knöpfen, die scharlachrothe Weste, die kurzen gelben Lederhosen, die weißen Strümpfe und die klapsenden Schuhe so gut wie ein Anderer, ja sogar meist noch eine frisch gepflückte Blutnelke hinter'm Ohr stecken; aber es war Dir nie recht wohl in dieser Pracht, d'rum bleib' ich bei Dir in Deinem Alltagskleide. —

Jetzt aber, nimm mir's nicht übel, lieber Tolpatsch, und mach Dich wieder fort, ich kann Dir Deine Geschichte nicht so in's Gesicht hinein erzählen; sey ruhig, ich werde Dir nichts Böses nachsagen, wenn ich auch per „Er" von Dir spreche.

Der Tolpatsch trägt ein ganzes Geschlechtsregister in seinem Namen, denn er heißt eigentlich „des Bartels Basche's **) Bua" und sein Taufname ist Aloys; wir thun ihm den Gefallen und bleiben bei seinem rechten Namen, das freut ihn, da außer seiner Mutter Marei und uns wenigen Kindern ihn fast Niemand so nannte, jeder hatte die Frechheit, Tolpatsch zu sagen. Darum ging auch unser Aloys, obgleich er schon siebzehn Jahre alt war, am liebsten mit uns Kindern um; an versteckten Orten spielte er Häuschens mit uns oder rannte mit uns im Felde umher, und wenn der Tolpatsch, oder besser, der Aloys bei uns war, waren wir geborgen gegen jeden Angriff der Kinder von der Leimgrube; denn die ganze Dorfjugend war fast immer in zwei feindliche Parteien getheilt,

---

*) Pelzverbrämte Mütze ohne Schild mit einer Troddel von Golddraht in der Mitte.

**) Bartholomäus, Sebastian.

die sich auf allen Wegen und Stegen scharf befehdeten.

Die Altersgenossen unseres Aloys begannen aber schon eine Rolle im Dorfe zu spielen, sie rotteten sich allabendlich zusammen und zogen, gleich den großen Burschen, singend und pfeifend durch das Dorf, oder standen schäkernd vor dem Wirthshause zum Adler an der großen Holzbeige, und neckten die vorübergehenden Mädchen. Das vornehmste Kennzeichen eines großgewordenen Burschen ist aber die Tabakspfeife, da standen sie dann mit ihren silberbeschlagenen und mit silbernen Kettchen behängten Ulmer Maserköpfen; sie hatten sie kalt im Munde, manchmal aber wagte es einer bei des Bäckers Magd in der Küche eine glühende Kohle zu holen, und dann machten sie fröhliche Gesichter zu ihrem Rauchen, wenn ihnen auch noch so übel davon wurde.

Auch unser Aloys hatte schon zu rauchen angefangen, aber nur ganz im Verborgenen. Eines Sonntag Abends wagte er es, die Pfeifenspitze aus seiner Brusttasche herausgucken zu lassen und sich so zu seinen Altersgenossen zu gesellen; einer von ihnen zog ihm mit Halloh die Pfeife aus der Tasche, Aloys forderte sie zurück, sie wanderte aber unter Jubel und Lachen von Hand zu Hand, und als sie Aloys mit immer größerem Ungestüm forderte, da war sie verschwunden, keiner wollte sie mehr haben. Aloys zerrte nun an Allen herum und forderte mit Weinen seine Pfeife, aber Alles lachte, da packte er die Mütze des ersten, der ihm die Pfeife genommen, und rannte damit davon in des Schmied Jakoben Haus; der Mützen=

lose brachte nun die Pfeife, die in der Holzbeige versteckt war, zu Aloys hinauf.

Das Haus des Schmied Jakob Bomüller, das war der „Ausgang" des Aloys, hier war er nämlich immer, wenn er nicht zu Haus war, und er blieb nie zu Haus, sobald er seine Arbeit darin fertig hatte; die Frau des Schmied Jakob war seine Base, und außer seiner Mutter und uns wenigen Kindern nannte ihn auch noch die Frau Applon (Apollonia) und ihre älteste Tochter Marannele bei seinem rechten Namen: Aloys. Des Morgens stand der Aloys früh auf, und wenn er seine zwei Kühe und seine Kalbin gefüttert und getränkt hatte, ging er nach des Jakoben Haus, klopfte, bis ihm das Marannele aufmachte, und nach einem einfachen „guten Tag" ging er durch den Stall in die Scheune; die Thiere kannten ihn, sie brummten jedesmal freundlich und wendeten die Köpfe nach ihm, er aber ließ sich dadurch nicht lange aufhalten, sondern ging in die Scheune und steckte den beiden Ochsen und den beiden Kühen (Futter) auf. Besonders freundlich stand Aloys mit der Bleßkuh, er hatte sie vom Kalb an auferzogen, und wenn er so bei ihr stand und ihrem Fressen mit Behagen zusah, dann leckte sie ihm oft die Hände, was seiner Morgentoilette zu gute kam. Wenn er dann die Thüre des Stalles öffnete, und die Sauberkeit darin wieder herstellte, pflog er manches trauliche Wort mit den Thieren indem er sie bald rechts bald links stellte; kein Dünger im ganzen Dorfe war so breit und so schön viereckig geschichtet, wie der an des Schmied Jakoben Haus, denn das bildet eine Hauptzierde eines ächten Bauernhauses. Dann

wusch und striegelte er die Ochsen und Kühe, daß man sich darin spiegeln konnte, d'rauf lief er hinaus an den Brunnen vor dem Hause und pumpte den Trog voll; er ließ dann die Thiere hinausspringen, und während sie draußen soffen, machte er ihnen frische Streue. Wenn nun das Marannele in den Stall kam, um die Kühe zu melken, war alles sauber und aufgeräumt. Oft, wenn eine Kuh „streitig" war, d. h. ausschlug, und sich nicht melken lassen wollte, stellte sich Aloys zu ihr und hielt seine Hand auf das Rückgrath der Kuh gelegt, damit das Marannele besser melken konnte; meist aber machte er sich sonst noch etwas zu schaffen, und wenn dann das Marannele sagte: „Aloys, Du bischt e braver Bua", da schaute er nicht auf nach ihr, sondern er kehrte mit dem Stallbesen so heftig, als wollte er die Pflastersteine aus dem Boden kehren. D'rauf schnitt er in der Scheune Futter für den ganzen Tag, und wenn er die niedere Arbeit vollendet hatte, stieg er die Treppe hinauf, holte Wasser für die Küche, hackte klein Holz und ging endlich in die Stube. Das Marannele brachte die Suppenschüssel, stellte sie auf den Tisch, faltete die Hände, ein Jeder that desgleichen, und nun betete sie vor; nachdem man darauf das Zeichen des Kreuzes gemacht, setzte man sich mit einem „G'segn' es Gott" zu Tische. Alles aß aus einer Schüssel, und Aloys holte sich oft einen Löffelvoll von dem Platze, wo das Marannele sich schöpfte. Still und ernst, wie bei einer heiligen Handlung, saß man bei Tische, nur äußerst selten wurde ein Wort gesprochen; als abgegessen und abermals gebetet war, trollte sich Aloys nach Hause.

So lebte unser Aloys bis in sein neunzehntes Jahr, und als ihm zu Neujahr das Marannele ein Hemd schenkte, zu dem es den Hanf selber gebrochen, das es selber gesponnen, gebleicht und genäht hatte, da war er ganz selig; es that ihm wehe, daß er nicht „hembärmelig" über die Straße gehen konnte, es hätte ihn trotz der grimmen Kälte gewiß nicht gefroren, aber die Leute hätten ihn ausgelacht, und Aloys wurde immer empfindlicher gegen den Spott der Leute.

Daran war besonders des alten Schultheißen Knecht schuld, der seit der Erndte in das Dorf gekommen war; es war ein schöner schlanker Bursch, mit einem trotzigen Gesichte, das durch den röthlichen Schnurrbart noch eine besondere Auszeichnung hatte. Jörgli, so hieß der Knecht, war Kavallerist, und trug fast immer seine Soldatenmütze. Wenn er Sonntags in seiner geraden kecken Haltung, die Füße auswärts setzend und die Sporen klingen lassend, die Soldatenmütze auf dem Kopfe, mit den lederbesetzten Reithosen angethan, das Dorf hinaufging, da sagte sein ganzes Wesen: „ich weiß, daß alle Mädle sich in mich vergucken;" oder wenn er seine Pferde zur Tränke an des Jakoben Brunnen ritt, da wollt' dem guten Aloys fast das Herz springen, wenn er sah, wie das Marannele jedesmal zum Fenster herauslugte, er wünschte, daß es gar keine Milch und Butter auf der Welt gebe, damit er auch Pferdsbauer wäre.

So unerfahren auch unser Aloys war, so waren ihm doch die Unterschiede der drei Stände wohl bekannt; da standen zu unterst die Kühbauern, die von ihren Zugthieren auch noch Milch

und Kälber ziehen müssen, dann kamen die Ochsenbauern, deren Zugthiere man doch noch mästen und schlachten kann. Zuoberst aber standen die Pferdsbauern, deren Zugthiere weder Milch noch Fleisch geben, und die doch das beste Futter fressen und oft am meisten gelten.

Ich glaube nicht, daß Aloys hiebei an den Nähr-, Lehr- und Wehr-Stand dachte.

Heute am Neujahrstage zeigte sich ein Vorsprung, den der Jörgli als Pferdsbauer hatte. Er führte nach der Morgenkirche des Schultheißen Tochter und ihr „Gespiel" das Marannele im Schlitten nach Empfingen spazieren, und so sehr auch unserm Aloys darüber das Herz im Leibe zitterte, so folgte er doch dem Wunsche des Jörgli und half ihm die Pferde einstweilen im Schlitten einprobiren; er fuhr mit ihm im Dorfe umher und dachte nicht daran, welch eine schlechte Figur er neben dem stattlichen Soldaten ausmachte. Als die Mädchen eingestiegen waren, führte Aloys die Pferde noch einige Schritte, bis sie recht angezogen hatten, und rannte so neben den Pferden her, er ließ sie dann los, und als d'rauf der Jörgli unter Peitschenknallen und Rollengeklingel und dem Zuschauen der halben Gemeinde mit den beiden Mädchen dahin fuhr, da schaute ihnen Aloys noch lange nach, als man sie längst nicht mehr sehen konnte, er schalt dann den dummen Schnee, der ihm das Wasser aus den Augen trieb, und ging traurig nach Hause; es war ihm, als ob das ganze Dorf ausgestorben wäre, da das Marannele den ganzen Tag darin nicht zu finden seyn sollte.

Ueberhaupt war Aloys schon seit dem Beginne dieses Winters oft sehr betrübt. Im Hause seiner

Mutter kamen die Mädchen oft in die Karz, oder wie man es hier nennt, „zu Licht". Die Mädchen wählen zu diesen abendlichen Zusammenkünften immer am liebsten eine jung verheirathete Gespielin oder eine freundliche Wittwe, die älteren Hausherren stören das harmlose Treiben doch zu sehr. So kamen die Mädchen auch oft zur Mutter Marei, und die Bauernburschen kamen wie immer uneingeladen dazu. Früher hatte sich Aloys gar nicht daran gekehrt, wenn man sich nicht um ihn kümmerte, er saß in einer Ecke und — that gar nichts; jetzt sagte er sich immer im Gedanken: „Aloys! beim Teufel, Du bist doch jetzt neunzehn Jahre vorbei, Du mußt Dich jetzt auch vornhin stellen," und dann sagte er wieder: „wenn nur der Teufel den Jörgli lothweise holen thät." Der Jörgli war das Endziel seines Unmuthes, denn er hatte bald, ohnerachtet er ein Knecht war (wie das hier überhaupt wenig Unterschied macht) die Oberhand über alle Burschen des ganzen Dorfes gewonnen, und sie mußten alle nach seiner Pfeife tanzen, und wie prächtig konnte er ihnen pfeifen und singen und jodeln und Geschichtchen erzählen wie ein Hexenmeister; er lehrte die Burschen und Mädchen neue Lieder, und besonders das Reiterlied: „Morgenroth 2c."

Als er zum ersten Mal den Vers sang:

„Thust Du stolz mit Deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,"

da stand der Aloys plötzlich hoch auf, er schien größer wie sonst, er ballte die beiden Fäuste und biß die Zähne vor innerer Freude knarrend auf einander; es war, als ob er das Marannele mit

seinen Blicken an sich zöge, als ob er sie erst jetzt recht sehe, denn gradeso wie es im Liede stand, sah sie ja aus.

Die Mädchen saßen im Kreise, ein Jedes hatte seine Kunkel*) mit dem Goldschaum bedeckten Knaufe vor sich stehen, an der der Hanf mit einem farbigen Bande befestigt war; sie netzten den Faden aus ihrem Munde und spannen mit der Spindel, die sich lustig auf dem Boden drehte. Es war dem Aloys immer wohl, wenn er „etwas zum Annetzen", eine Schüssel voll Aepfel oder Birnen für die Mädchen auf den Tisch stellen konnte, und er stellte die Schüssel immer nahe zu Marannele, damit sie auch tapfer zugreifen konnte.

Anfangs Winter that Aloys den ersten muthigen Schritt seiner Großjährigkeit. Das Marannele hatte eine neue mit Zinn eingelegte schöne Kunkel bekommen, als es nun zum ersten Male damit in die Spinnstube kam und sich zum Spinnen gesetzt hatte, trat Aloys vor, erfaßte die Kunkel oben und sagte den alten Spruch:

Jungfer derf i Eu' bitte
Lent **) mi Euere Engele schüttle,
Die kleine wie die große
Auf dere Jungfere Schooße.
Jungfer warum seind Ihr so stolz?
Eure Kunkel ischt doch nau von Holz,
Wenn sie wär' mit Silber b'schlage
No wett' ***) i Eu' was andres sage."

---

*) Spinnrocken.
**) Lasset.
***) Nachher wollt.

Mit einer ungewohnten Festigkeit, wenn auch mitunter mit Zittern, hatte Aloys den Spruch vorgebracht, das Marannele schlug zuerst die Blicke in den Schooß aus Scham und aus Angst, der Aloys möchte in seiner Rede stecken bleiben, jetzt aber sah es ihn mit glitzernden Augen an; nach alter Sitte ließ es d'rauf Spindel und Wirtel auf den Boden fallen, der Aloys hob beide Gegenstände auf, und das Marannele mußte ihm für die Spindel ein Knöpfle *) und für den Wirtel **) ein Fastnachtküchle versprechen. Das Beste aber kam zuletzt, Aloys gab die Kunkel frei, und als Ablosung gab ihm das Marannele einen rechtschaffenen Kuß; der Aloys schmatzte so laut, daß man ihn in der ganzen Stube hörte, und die andern Burschen ihn darum beneideten, er aber setzte sich wieder in eine Ecke, rieb sich die Hände und war mit sich und der Welt zufrieden. Das dauerte aber nicht lange, denn der Jörgli war sein Störefried.

Eines Abends bat der Jörgli das Marannele — das die erste Vorsängerin in der Kirche war — das Lied vom „schwarzbraunen Mädichen" zu singen; es begann ohne langes Zaudern, und der Jörgli sang die zweite Stimme mit so kräftigem Wohllaute, daß alle Anderen, die Anfangs mitgesungen hatten, nach einander stille wurden und den Beiden zuhörten, die so schön

*) Schwäbische Mehlspeise.

**) Ein Ring von beinhartem Holz oder Stein, den man in das Ende der Spindel steckt, damit man sie so beschwert besser drehen kann.

sangen. Marannele, das sich von den Gefährtinnen verlassen sah, sang Anfangs mit zitternder Stimme und stieß die andern neben an, doch mit weiter zu singen, als ihm aber Niemand folgte, sang es keck weiter, als könne es gar nicht aufhören, und es war, als ob die Stimme Jörgli's es frei und fest emporhielte wie gewaltige Arme; sie sangen:

Morgens früh müssen wir marschiren
Wohl zum obern Thörle 'naus;
O Du wunderschöns schwarzbrauns Mädichen,
Wohl zum obern Thörle 'naus.

Geh' ich 'naus auf fremde Straßen,
Schönster Schatz, vergiß nicht mein;
Und wann Du trinkst ein Gläslein Weine
Zur Gesundheit mein und Deine,
Weil ich von Dir scheiden muß.

Jetzt lad' ich meine zwei Pistolen
Thur vor Freuden einen Schuß,
Meinem Schätzelein zum Gefallen,
Weil es mich geliebet hat,
Vor allen meinen Feinden zum Verdruß.

Es sind zwei Sternlein am blauen Himmel,
Glänzen heller als der Mond;
Einer scheint auf's schwarzbrauns Mädichen,
Einer scheint auf grünen Grund.

Kauf' ich ein Bündelein an meinen Degen
Und ein Sträußelein auf meinen Hut,
Und ein Tüchelein in meine Taschen,
Meine Aeugelein abzuwaschen,
Weil ich von Dir scheiden muß.

Gib ich meinem Pferd die Sporen,
Reit' ich zu dem Thor hinaus,
Gib ich Acht auf's schwarzbrauns Mädichen,
Weil ich von ihm scheiden muß.

Als ein jedes der Mädchen seine vier bis fünf Spindeln voll gesponnen hatte, wurde der Tisch in die Ecke gerückt und auf dem freien Raume von kaum drei bis vier Schritten, den man dadurch gewonnen, begann nun eines nach dem andern zu tanzen; die Sitzenden sangen den Andern dazu. Als der Jörgli mit dem Marannele tanzte, sang er selber einen Ländler und tanzte dabei wie eine Spindel; ja er brauchte fast nicht viel mehr Raum als eine Spindel, denn er behauptete: darin zeige sich ein ächter Tänzer, daß man sich auf einem Teller gewandt und flink drehen könne; als er nun endlich mit dem Marannele einhielt, und es dabei nochmals so heftig schwenkte, daß der faltige Rock hoch aufwallte, da ließ ihn das Marannele schnell stehen, wie wenn es sich vor ihm flüchtete, es sprang in die Ecke, wo der Aloys trübselig zuschaute, und seine Hand fassend, sagte es:

„Komm Aloys, Du mußt auch tanzen."

„Laß mich, Du weißt ja, daß ich nicht tanzen kann, Du willst mich nur foppen."

„Du Tol—" sagte Marannele, es wollte Du Tolpatsch sagen, aber es hielt schnell inne, denn es sah sein Gesicht, auf dem die Wehmuth ausgegossen war, daß ihm das Weinen näher stand als das Lachen, es sagte daher freundlicher: „Nein, g'wiß nicht, ich will Dich nicht foppen; komm, und wenn Du auch nicht tanzen kannst, so mußt

Du's lernen, und ich tanz' so gern mit Dir als wie mit Einem."

Sie tanzte nun mit ihm herum, aber Aloys schlenkerte seine Füße, wie wenn er Holzschuhe anhätte, so daß die Anderen vor Lachen nicht mehr singen konnten. —

„Ich lern' Dir's ganz allein, Aloys", sagte das Marannele, ihn beruhigend.

Die Mädchen zündeten nun ihre Laternen an und wanderten nach Haus. Aloys ließ es sich nicht nehmen, sie noch zu begleiten, er hätte um Alles in der Welt das Marannele nicht allein mit den Anderen gehen lassen, wenn der Jörgli dabei war.

In der stillen schneeweichen Nacht schallte das Schäkern und Spaßen der Mädchen und Burschen weit hin durch das Dorf. Das Marannele aber war still und wich dem Jörgli sichtbar aus.

Als die Burschen die Mädchen alle nach Hause begleitet hatten, sagte der Jörgli zu Aloys: „Tolpatsch, Du hättest heute Nacht bei dem Marannele bleiben sollen."

„Hallunk!" sagte Aloys schnell, und lief davon. Die Andern aber lachten ihm nach, der Jörgli jodelte allein noch durch die Gassen bis nach Hause, daß es einem Jeden, außer den Schlafenden und Kranken, das Herz im Leibe erfreuen mußte.

Des andern Morgens, als Marannele die Kühe melkte, sagte Aloys zu ihm:

„Guck, ich könnt' den Jörgli grad' vergiften, und Du mußt ihn auch in Grundsboden 'nein verfluchen, wenn Du brav seyn willst."

Das Marannele gab ihm Recht, suchte ihn

aber auch zu überzeugen, daß er sich Mühe geben müsse, auch so ein flinker Bursch zu werden, wie der Jörgli. Da stieg in Aloys ein großer Gedanke auf, er lachte vor sich hin, er warf den steifen alten Stallbesen fort und steckte einen neuen biegsamen an den Stiel, dann sagte er laut: „Ja, ja, Du wirst Maul und Augen aufsperren, gib nau Acht." Er mußte nun sogar dem Marannele versprechen, „gut Freund" mit dem Jörgli zu bleiben, und er versprach es endlich nach langem Widerstreben, aber er mußte ja immer thun, was sie wollte.

Darum hatte Aloys heute dem Jörgli mit dem Schlitten geholfen, darum trieb ihm der Schnee das Wasser aus den Augen, als er den Wegrollenden nachsah.

Abends, so „zwischen Licht", trieb der Aloys seine Kühe zur Tränke an des Jakoben Brunnen; ein Rädchen junger Burschen, darunter auch der Jörgli und sein alter Freund, ein Jude, des langen Herzles Kobbel*) genannt, der mit dem Jörgli in gleichem Regimente diente, hatte sich dort zusammengesellt; das Marannele lugte zum Fenster heraus. — Der Aloys machte den Gang des Jörgli nach, er ging ganz steif, wie wenn er einen Ladstock geschluckt hätte, und hielt die Arme strack am Leibe herunter, wie wenn sie von Holz wären.

„Tolpatsch", sagte der Kobbel, „was krieg' ich Schmusgeld**), wenn ich mach', daß Dich das Marannele heirathet?"

---

*) Jakob.

**) Maklerlohn.

„Eine tüchtige Trachtel auf Dein Maul", sagte der Aloys, und trieb seine Kühe heim; das Marannele schob das Fenster zu, und die Burschen lachten aus vollem Halse, die Stimme Jörgli's tönte aus allen vor.

Aloys wischte sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirne, so viel Anstrengung hatte ihn die Aeußerung seines Unmuthes gekostet. — Auf dem Futtertrog in seinem Stalle saß er dann noch lange, und sein Plan reifte unwiderruflich in ihm. — —

Aloys war in das zwanzigste Jahr getreten und kam zur Rekrutirung; am Tage, als er mit den anderen Burschen nach der Oberamtsstadt Horb gehen sollte, kam er in seinem Sonntagsstaate nochmals in Marannele's Haus und fragte, ob er nichts aus der Stadt mitbringen solle. Als er fortging, ging ihm das Marannele nach, und auf der Hausflur wendete es sich ein wenig ab, zog ein blaues Papierchen aus der Brust, wickelte einen Kreuzer heraus und gab diesen dem Aloys; „da, nimm ihn", sagte es: „das ist ein Glückskreuzer, sieh, es sind drei Kreuz' darauf; weißt Du, wenn als Nachts so Sternfunken vom Himmel fallen, da fällt allemal ein silbern Schüssele auf den Boden, und aus denen Schüsselen hat man die Kreuzer gemacht, und wenn man so einen Kreuzer im Sack hat, hat man Glück; nimm ihn zu Dir, und Du spielst Dich frei."

Aloys nahm den Kreuzer, als er aber über die Neckarbrücke ging, langte er in seine Tasche drückte die Augen zu und warf den Kreuzer hinab in den Neckar: „Ich will nicht frei seyn, ich will Soldat seyn, wart' nur Jörgli!" so sagte er vor

sich hin, seine Faust ballte sich und er warf sich keck in die Brust.

Im Wirthshause zum Engel wartete der Schultheiß auf seine Ortskinder, und als sie alle beisammen waren, ging er mit ihnen nach dem Oberamt. Der Schultheiß war ein eben so dummer als anmaßender Bauer; er war früher Unteroffizier gewesen, und bildete sich große Stücke auf seine „Charge" ein; er behandelte gern alle Bauern, ältere und jüngere, wie Rekruten; auf dem Wege sagte er zu Aloys: „Tolpatsch, Du ziehst gewiß das größte Loos, und wenn Du auch No. 1 ziehst, Du brauchst nicht bang zu seyn, Dich kann man nicht zum Soldaten brauchen."

„Wer weiß?" sagte Aloys keck, „ich kann noch so gut Unteroffizier werden, wie Einer; ich kann so gut lesen und schreiben und rechnen wie Einer, und die alten Unteroffizier' haben auch nicht allen Verstand gefressen."

Der Schultheiß sah ihn grimmig an.

Als Aloys vor das Rad hin ging, war seine Haltung fast herausfordernd keck, mehrere Loose kamen ihm in die Hand, als er in das Rad griff, er drückte die Augen fest zu, gleich als wolle er nicht sehen, was er nehme, und zog eines heraus; zitternd reichte er es hin, denn er fürchtete, daß es eine hohe Nummer seyn könne, als er aber den Ausrufer „No. 17" rufen hörte, da johlte er so laut auf, daß man ihn zur Ruhe verweisen mußte.

Die Burschen kauften sich nun Sträuße aus gemachten Blumen mit rothen Bändern daran, und nachdem sie noch einen tüchtigen Trunk ge-

nommen, zogen sie heimwärts; unser Aloys johlte und sang am lautesten.

Oben an der Steige harrten die Mütter und viele Mädchen der Ankömmlinge, auch Marannele war darunter. Aloys, mehr vom Lärmen als vom Weine betrunken, ging etwas unsicher Arm in Arm mit den Andern; diese Zutraulichkeit war noch nie vorgekommen, aber heute waren sie Alle gleich. Als die Mutter die Nummer 17 an der Mütze ihres Aloys stecken sah, da weinte sie und rief einmal über das andere Mal: „Daß Gott erbarm, daß Gott erbarm!" — Das Marannele fragte den Aloys bei Seite: „Wo hast Du denn meinen Kreuzer?" — „Ich hab' ihn verloren", sagte Aloys, aber trotz seiner halben Unbewußtheit schnitt ihm diese Lüge doch tief in die Seele.

Die Burschen zogen nun singend in das Dorf, und die Mütter und Mädchen der muthmaßlich „Gezogenen" gingen weinend hinterdrein und trockneten sich mit den Schürzen die Thränen. — —

Es waren noch sechs Wochen bis zur Visitation, und darauf kam ja eigentlich Alles an. Mutter Marei nahm einen großen Ballen Butter und einen Korb voll Eier und ging zu der Frau Doktorin; die Butter schmierte sich trotz des kalten Winters doch recht gut, Mutter Marei erhielt die Versicherung, daß ihr Aloys frei werden solle; „denn", sagte der gewissenhafte Arzt: „der Aloys ist ja ohnehin untauglich, er sieht ja nicht gut in die Ferne, und darum ist er ja manchmal so tappig."

Der Aloys aber kümmerte sich gar nicht um all diese Geschichten, er war ganz verändert,

schwenkte sich und pfiff immer, wenn er das Dorf hinaufging.

Der Tag der Visitation kam, die Burschen gingen diesmal etwas stiller nach der Stadt.

Als Aloys in das Visitationszimmer gerufen wurde und er sich entkleiden mußte, da sagte er keck: „Kusperet mich nur aus, Ihr werdet kein Unthäiele an mir finden; ich hab' keinen Fehler, ich kann Soldat seyn.“ Er mußte sich unter das Maß stellen, und als er es vollauf hatte, wurde er als Soldat eingetragen; der Arzt vergaß Kurzsichtigkeit, Butter und Eier bei der kecken Rede des Aloys.

Jetzt, als es Ernst geworden und er unwiderruflich Soldat war, jetzt wurde es dem Aloys so bang, daß er hätte weinen mögen. Als er aber vom Oberamte herabkam, und seine Mutter sich weinend von den steinernen Stufen erhob, da richtete sich sein Stolz wieder auf und er sagte: „Mutter, das ist nicht recht, Ihr müsset nicht greinen; bis in einem Jahr bin ich wieder da, und unser Xaver kann schon einstweilen das Sach' im Feld schaffen.“

Nach der erlangten Gewißheit ihres Soldatenstandes brachten die Burschen mit Trinken, Singen und Johlen ein, was sie vorher zu wenig gethan zu haben glaubten.

Als der Aloys heim kam, gab ihm das Marannele weinend einen Rosmarinstrauß mit rothen Bändern d'ran und nähte ihm denselben auf seine Mütze; Aloys aber zog seine Pfeife heraus, rauchte flott durch das ganze Dorf hinauf und zechte mit seinen Kameraden bis tief in die Nacht.

Noch ein dritter schmerzlicher Tag war zu überwinden, es war der Tag, wo die Rekruten nach Stuttgart einrücken mußten. Aloys ging früh in des Jakoben Haus, das Marannele war im Stall, es mußte jetzt selber alle Arbeit verrichten; Aloys sagte: „Marannele, gib mir Deine Hand;" sie gab sie ihm, und er sagte wieder: „versprich mir, daß Du nicht heirathest, bis ich wieder komm'." — „Gewiß nicht", betheuerte sie, und er sagte: „So, jetzt bin ich fertig, aber halt — komm, gib mir auch einen Kuß." Marannele küßte ihn, und die Kühe und Ochsen sahen verwundert zu, als wüßten sie, was vorging.

Aloys klopfte nun noch jeder Kuh und jedem Ochsen auf den Bug, und nahm so auch Abschied von ihnen, sie brummten vor sich hin.

Der Jörgli hatte seine Pferde an den Wagen gespannt, um die Rekruten einige Stunden weit zu führen, und so fuhren sie nun singend durch das Dorf; des Bäckers Konrad, der die Klarinette blies, saß mit auf dem Leiterwagen und begleitete die Liederweisen. Man fuhr im Schritt, von allen Seiten drängten sich noch die Freunde herbei und reichten eine Hand oder auch einen Abschiedstrunk.

Das Marannele schaute zum Fenster heraus und grüßte noch freundlich. Man näherte sich dem Ende des Dorfes, und nun wurde nochmals „das Gesätz" gesungen:

'Naus, 'naus, 'naus und 'naus,
Zum Nordstetter Thörle 'naus ꝛc.

Als man aber das Dorf verlassen hatte, wurde der Aloys plötzlich mäuschenstille, er schaute mit nassen Augen überall umher: hier

neben auf der Heide, „Hochbur" genannt, hatte das Marannele das Tuch gebleicht, von dem er das Hemd anhatte; es war ihm, als ob alle Fäden brennten, so heiß war es ihm, er sagte allen Bäumen an der Straße und allen Feldern wehmüthig Ade; drüben im Schießmauernfeld, dort liegt sein bester Acker, er hat ihn so oft „umgezackert", daß er jedes Steinchen kennt, dort neben hatte er noch im vorigen Sommer mit dem Marannele Gerste geschnitten, weiter unten im „Hennebühl" liegt sein Kleeacker, er hatte ihn gesäet, er sollte ihn nicht wachsen sehen; so schaute er lange umher, und als man die Steige hinabfuhr, blickte Aloys vor sich hin und sprach kein Sterbenswörtchen. Als man über die Brücke fuhr, starrte er hinab in den Fluß; wer weiß, ob er jetzt noch so keck seinen Glückskreuzer hinabgeworfen hätte? —

Durch die Stadt ging zwar das Singen und Johlen wieder von Neuem an, aber erst als man jenseits auf der Spitze der Bildechinger Steige angekommen war, da athmete Aloys wieder frei auf; vor ihm stand ja sein liebes Nordstetten, man meinte, man könnte hinüberrufen, so gleichauf lag es mit dem Berge, obgleich es fast eine Stunde fern war; er sah das gelb angestrichene Haus des Schmieds Jörgli mit den grünen Läden, und zwei Häuser davon wohnte das Marannele, er schwenkte seine Mütze und begann nochmals:

'Naus, 'naus, 'naus und 'naus ꝛc.

Der Jörgli führte die Rekruten bis Herrenberg, von dort an gingen sie zu Fuß. Beim Abschied fragte Jörgli den Aloys: „Soll ich nichts

ausrichten an's 'Marannele?" — Alois schoß alles Blut in den Kopf, der Jörgli war ihm gerade der unrechteste Botenmann, und doch hatte er eben den Mund geöffnet, um einen Gruß zu sagen, unwillkürlich aber brach er in die Worte aus: „Du brauchst gar nichts mit ihm schwätzen, es kann Dich auch für den Tod nicht ausstehen."

Der Jörgli fuhr lachend davon.

Unterwegs hatten die Rekruten noch ein bemerkenswerthes Abenteuer: sie zwangen nämlich im Böblinger Wald einen Holzbauern, sie den zwei Stunden langen Wald zu fahren; Aloys war der Aergste dabei, er hatte den Jörgli so oft von verwegenen Soldatenstreichen erzählen hören, und er wollte auch so seyn; er war aber auch der erste, der am Ende des Waldes seinen ledernen Beutel öffnete, und dem wieder umkehrenden Bauern etwas gab.

Vor dem Tübinger Thore wurden die Ankömmlinge von einem Feldwebel in Empfang genommen. Mehrere Nordstetter Soldaten waren ihren Landsleuten entgegen gegangen, der Aloys biß die Zähne übereinander, als sie Alle: „Grüß Gott, Tolpatsch!" sagten. Das Johlen und Singen hatte nun ein Ende, still wie eine Heerde Schafe wurden die Rekruten in die Legionskaserne geführt. Aloys sagte seinen Landsleuten, daß er als Freiwilliger zur Kavallerie gehen wolle (denn er wollte es dem Jörgli nachmachen); als er aber hörte, daß er dann wieder nach Hause müsse, da das Exercitium der Kavallerie erst im Herbste beginne, da dachte er: „Nein, das geht nicht, ich muß als ein ganz anderer Kerl heim-

kommen, dann soll mir noch Einer Tolpatsch sagen, ich will Euch schon tolpatschen."

Aloys wurde nun in das fünfte Infanterieregiment eingereiht, er war gegen alle Erwartung anstellig und gelehrig. Leider hatte er auch hier ein Mißgeschick, denn er bekam einen Zigeuner als seinen „Schlaf".*) Der Zigeuner hatte einen absonderlichen Widerwillen vor dem Wasser, Aloys mußte ihn auf Befehl des Rottenmeisters jeden Morgen an den Brunnen hinabführen und ihn tüchtig waschen. Anfangs machte das dem Aloys Spaß, nach und nach wurde es ihm aber sehr zur Last; er hätte lieber sechs Ochsen die Schwänze, als dem Zigeuner das Gesicht gewaschen.

In der Kompagnie unseres Aloys war auch ein verlorener Maler, er spürte bei Aloys manchen Mutterpfennig, und nun begann er ihn zu malen, in ganzer Uniform mit Ober- und Untergewehr, und der Fahne neben ihm; das war aber auch Alles, was man erkennen konnte, denn das Gesicht war eben ein Gesicht und weiter nichts; darunter stand jedoch mit schönen lateinischen Buchstaben: Aloys Schorer, Soldat im fünften Infanterieregiment.

Aloys ließ das Bild unter Glas und Rahmen bringen und schickte es mit dem Boten seiner Mutter; in dem Briefe, der dabei war, schrieb er: „Mutter, hänget das Bild in der Stube auf, zeiget es auch dem Marannele, hänget es über dem Tisch auf, aber nicht zu nah am Turteltauben-

*) Schlafkameraden, da stets zwei Soldaten auf einer Pritsche schlafen.

käfig, und wenn das Marannele das Bild haben will, so schenket es ihm, und mein Kamerad, der es gemacht hat, sagt, Ihr solltet mir auch ein Bällele Butter und ein paar Ellen reisten Tuch*) für meinen Feldwebel seine Frau, wir heißen sie nur die Feldwebelina, schicken. Ich hab' auch von meinem Kameraden tanzen gelernt, ich gehe Sonntags zum erstenmal nach Heßlach zum Tanz; brauchst nicht maulen, Marannele, ich will mich nur probiren. Und das Marannele soll auch schreiben. Hat der Jakob seine Ochsen noch und hat die Bleßkuh noch nicht gekalbt? Es ist doch kein recht Geschäft das Soldatenleben, man wird hundsrackermüd' und hat doch nichts geschafft."

Die Butter kam, und dießmal half sie besser; der Zigeuner wurde einem Andern zugewiesen. Bei der Butter war aber auch ein Brief, den der Schullehrer geschrieben, darin hieß es:

„Unser Mathes hat aus Amerika fünfzig Gulden geschickt, er hat auch geschrieben, wenn Du nicht Soldat wärst, könntest Du jetzt zu ihm, er wollte Dir dreißig Morgen Ackers schenken; halt' Dich nur brav und laß Dich nicht verführen, der Mensch ist gar leicht verführt; das Marannele trutzt so halb und halb mit mir, ich weiß nicht warum; als es Dein Bild gesehen hat, hat es gesagt, das wärst Du gar nicht." — Bei diesen Worten schmunzelte der Aloys, denn er dachte: „So ist's recht, ja ich bin auch jetzt ein ganz anderer Kerl; hab' ich Dir's nicht gesagt, Marannele? gelt Du?" —

*) Hänfenes Linnen.

Monate waren vorüber, der Aloys wußte, daß nächsten Sonntag Kirchweih in Nordstetten sey; er erhielt durch seinen Feldwebel auf vier Tage Urlaub, er durfte in ganzer Uniform, mit Säbel und Tschako nach Haus.

O Du Glücklicher! wie selig warst Du, als Du Samstag Morgens Dein Putzzeug in den Tschako legtest und mit einem „B'hüt's Gott" bei Deinem Feldwebel Abschied nahmst! So eilig aber auch unser Aloys war, so sprach er doch noch mit der Wache am Kasernenthor und mit der Wache am Tübinger Thor; er mußte es Allen sagen, daß er heim ging, sie sollten sich mit ihm freuen, und ihn dauerten die Kameraden, die so mir nichts dir nichts auf einem kleinen Fleck zwei Stunden lang umherwandeln mußten, während er in dieser Zeit schon seiner Heimath um Vieles, Vieles näher war.

Erst vor Böblingen machte er Halt und trank auf der Waldburg einen Schoppen, er konnte aber nicht ruhig auf dem Stuhle sitzen, sondern ging alsbald wieder fürbaß.

In Nufringen begegnete ihm der Kobbel wieder, der ihn einst so geneckt hatte, sie reichten sich freundlich die Hand; Aloys hörte viel von der Heimath, aber kein Wort von Marannele, und er scheute sich darnach zu fragen.

In Bohndorf endlich zwang er sich zur Rast, er hätte sich sonst noch den „Herzbengel" eingerennt, wenn er so fortgelaufen wäre; er streckte sich auf eine Bank hin und überdachte, wie Alles aufgucken werde, wenn er heim komme, dann stellte er sich wieder vor den Spiegel, setzte den Tschako etwas nach dem linken Ohre, drehte die

Locke auf der rechten Seite und nickte sich Beifall zu.

Es war Abend geworden, als er wieder auf der Anhöhe vor Bildechingen stand, ihm gegenüber seine liebe Heimath; er johlte nicht mehr, er stand ruhig und fest und machte seinem Geburtsorte den militärischen Gruß, indem er die Hand an den Tschako legte.

Immer langsamer ging Aloys, er wollte absichtlich bei Nacht nach Hause kommen, um dann des andern Morgens Alle zu überraschen. Sein Haus war eines der ersten im Dorfe, es war Licht in der Stube, er klopfte an das Fenster und sagte: „Ist der Aloys nicht da?"

„Jesus, Maria, Joseph, ein Gendarm!" rief die Mutter.

„Nein, ich bin's, Mutter," sagte Aloys, und nachdem er wegen der niedrigen Thüre den Tschako abgenommen, ging er hinein und reichte der Mutter die Hand.

Bald nach den ersten Begrüßungen äußerte die Mutter ihre Bekümmerniß, daß nichts mehr zu essen da sey, sie ging aber hinaus in die Küche und schlug ihm ein paar Eier ein; Aloys stand bei ihr am Heerde und nun erzählte er Alles, er fragte nach Marannele und warum sein Bild noch draußen hänge; die Mutter erwiederte: „Ich bitt' Dich, ich bitt' Dich, schlag Dir das Marannele aus dem Sinn, das ist ein kein nütziges Ding."

„Mutter, redet mir nimmer davon, ich weiß, was ich weiß," sagte der Aloys, sein vom Feuer auf dem Heerde roth überschienenes Antlitz hatte einen gewaltigen trotzigen Ausdruck. Die Mutter

schwieg, und in die Stube zurückgekehrt, sah sie mit Herzensfreude, was ihr Aloys für ein prächtiger Bursche geworden war. Jeden Bissen, den er schluckte, schmeckte sie ihm in ihrem leeren Munde nach, den Tschako aufhebend, jammerte sie über seine grausame Schwere.

Des andern Morgens stand der Aloys früh auf, fummelte seinen Tschako, putzte das Behäng am Säbel und die Knöpfe, mehr als wenn er zur Ordonnanz gemußt hätte; als es zum ersten Male zur Kirche läutete, stand er fix und fertig da, als es zum zweiten Male zusammen läutete, ging er das Dorf hinein.

Auf dem Wege hörte er zwei Buben mit einander reden.

„Ist das nicht der Tolpatsch?“ sagte der Eine.

„Nein, er ist's nicht.“

„Ja er ist's,“ sagte der Erste wieder. Aloys schaute die Buben grimmig an, und sie rannten mit ihren Gesangbüchern davon. Aloys schritt, von allen Kirchgängern freundlich begrüßt, der Kirche zu; er kam vor dem Hause Marannele's vorbei, Niemand schaute heraus, er ging den Berg hinan, oft zurückschauend, und trat, als es eben zum dritten Male läutete, in die Kirche. Er zog seine weißledernen Handschuhe aus und besprengte sich mit Weihwasser; er blickte überall in der Kirche umher, er sah nirgends das Marannele, er blieb an der Thüre stehen, auch unter den Ankömmlingen war es nicht. Der Gesang begann, die Stimme Marannele's war nicht darunter, er hätte sie ja aus tausenden heraus erkannt. Was nützte ihm nun das Staunen Aller, es sah ihn ja nicht, für es allein war er den

weiten Weg gerannt und stand er da, so fest und stramm wie gegossen. Als aber nach der Predigt der Pfarrer die Marianne Bomüller von hier und den Georg Melzer von Wiesenstetten als Brautpaar verkündete, da stand der Aloys nicht mehr da wie gegossen, da zitterten seine Kniee und seine Zähne klapperten. Aloys war der Erste aus der Kirche, er rannte über Hals und Kopf nach Haus, warf Säbel und Tschako auf den Stubenboden und versteckte sich im Heu und weinte; einmal über das andere kam ihm der Gedanke, sich zu erhängen, aber er konnte nicht aufstehen vor Wehmuth und Weinen, alle seine Glieder waren ihm wie zerschlagen, und dann dachte er auch wieder an seine Mutter und dann weinte er wieder und schluchzte laut.

Die Mutter kam endlich und fand ihn im Heu, sie tröstete ihn und weinte mit; er erfuhr nun, daß der Jörgli das Marannele verführt hatte, und daß es hohe Zeit sey, daß sie zusammen gegeben würden. Er weinte von Neuem, dann aber folgte er seiner Mutter wie ein Lamm in die Stube. Als er hier sein Bild ansichtig wurde, riß er es von der Wand und schmetterte es auf den Boden. Lange saß Aloys dann hinter dem Tische und hielt sich das Gesicht mit beiden Händen bedeckt, endlich stand er auf, pfiff ein lustiges Lied und ließ sich zu essen geben; er konnte aber nicht essen, er zog sich an und ging in das Dorf. Die Nachmittagskirche war vorüber, aus dem Adler tönte die Musik zu ihm herab; die Augen niederschlagend, gleich als müßte er sich schämen, ging er an des Jakoben Haus vorbei; als er aber vorüber war, hob er seinen Blick stolz empor. Nachdem er

beim Schultheiß seinen Urlaubspaß abgegeben, ging er nach dem Tanzboden; er schaute überall umher, ob Marannele nicht da wäre, und doch wäre ihm nichts unlieber gewesen als das. Der Jörgli aber war da; er trat auf Aloys zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Grüß' Gott, Kamerad!" Der Aloys sah ihn an, als ob er ihn mit seinen Blicken vergiften wollte, dann drehte er sich um, ohne ihm eine Hand oder Antwort zu geben; er dachte jetzt, daß es eigentlich gescheiter gewesen wäre, wenn er gesagt hätte: „Was Kamerad! der Teufel ist Dein Kamerad, aber ich nicht;" es war indeß zu spat zu dieser Antwort. — Von den Tischen brachten es nun alle Buben und Mädchen unserem Aloys zu, er mußte aus jedem Glas trinken, aber es schmeckte ihm Alles wie Galle so bitter; er setzte sich dann auch an den Tisch und ließ sich eine „Bouteille vom Besten" geben, und obgleich es ihm nicht schmeckte, trank er doch ein Glas nach dem andern. Die Mechtilde, die Tochter seines Vetters, des Mathes vom Berg, stand nicht weit von ihm, er brachte es ihr zu; das Mädchen that ihm herzlich Bescheid und blieb bei ihm stehen, denn es kümmerte sich Niemand um sie, sie hatte keinen Schatz und darum heute noch keine Tour getanzt, da Jeder fast fort und fort mit seinem Schatze tanzte oder mit der Gespielin des Schatzes und dem Schatz eines Andern wechselte. Aloys fragte:

„Mechtilde, möchtest Du nicht auch tanzen?"

„Ja, komm, wir wollen einmal." Sie faßte Aloys bei der Hand, er stand auf, zog seine Handschuhe an, schaute sich nochmals um, als suche er etwas, und tanzte dann so flink, daß Alle staunten,

Aus Höflichkeit bot Aloys nach dem Tanze der Mechtilde Platz neben sich an, er lud sich damit eine Last auf, denn sie blieb nun den ganzen Abend bei ihm sitzen; er kümmerte sich indeß wenig um ihre Unterhaltung, er schob ihr nur bisweilen das Glas hin, daß sie trinken solle. Die Zornesblicke des Aloys waren fast immer auf den Jörgli geheftet, der sich nicht weit von ihm gesetzt hatte; als man denselben fragte, wo das Marannele sey, sagte er, es sey „unpaß," und lachte dabei. Aloys biß so mächtig auf seine Pfeife, daß ihm ein Gelenk der Spitze im Munde blieb, er spie es mit Pfui! aus, der Jörgli sah ihn wüthend an, denn er glaubte, das Pfui gelte ihm; als aber Aloys ruhig blieb, zuckte Jörgli nur verächtlich mit den Achseln und begann allerlei Schelmenlieder zu singen, sie hatten meist einerlei Melodie und fast alle nur eine Strophe, wie:

Und a lustiger Bua
Verreißt allbot †) e Paar Schua;
Und e trauriger Narr
Der hot lang am e Paar.

Es war schon bald Mitternacht, als Aloys wiederum seinen Säbel von der Wand nahm und nach Hause gehen wollte, da sang der Jörgli mit seinen Kameraden das Fopplied, sie schlugen dabei mit den Fäusten auf den Tisch:

Hoan,*) hoan, hoan gang i net,
Wer will schaun hoame gaun **),
Der muß koan Geld mei haun, ***)
Hoan! hoan! hoan gang in net.

---

†) Oftmals.
*) Heim. **) Gehen. ***) Mehr haben,

Aloys kehrte nochmals mit einigen seiner Kameraden um, und ließ sich noch zwei Flaschen Wein geben. Sie sangen nun andere Lieder drein, während Jörgli mit seinen Kameraden sang, Jörgli stand auf und rief: „Halt's Maul, Tolpatsch," da ergriff dieser eine volle Flasche und warf sie dem Jörgli ins Gesicht, drauf sprang er über den Tisch und packte ihn an der Gurgel, die Tische fielen um, die Gläser klirrten auf dem Boden, die Musik hielt ein, eine Weile war Alles still, es war, als wollten sich die beiden Kämpfenden still erwürgen; dann aber entstand wieder ein allgemeines Halloh, Pfeifen, Schreien und Toben unter einander; die Freunde wehrten ab, indeß nach einer alten Bauerntaktik hielten sie beim Abwehren nur den Gegner ihres Freundes fest, damit dieser um so tüchtiger drauf klopfen konnte. Die Mechtilde aber riß den Jörgli so wacker am Kopf, daß sie ihm ein ganzes Büschel Haare ausraufte. Stuhlbeine wurden nun abgeknickt, die Parteien, die sich um die beiden Kämpfenden gebildet hatten, zerbläuten einander nach Herzenslust. Aloys und Jörgli aber hielten sich, wie wenn sie sich in einander verbissen hätten; endlich nach langem Ringen hob sich Aloys in die Höhe und warf den Jörgli auf den Boden, daß man meinte, er hätte das Genick gebrochen, dann kniete er auf ihn nieder, und es war, als ob er ihn erdrosseln wollte. Der Dorfschütz trat ein und machte dem Lärmen ein Ende, die Musik mußte nun für heute aufhören, die beiden Hauptkämpfer mußten in das Gefängniß des Rathhauses wandern. —

Mit einem zerrauften blaumäligen Gesichte,

bleich und abgehärmt, verließ Aloys des andern Tags das Dorf; sein Urlaub war erst morgen zu Ende aber was sollte er noch zu Hause? er ging so gern wieder fort ins Soldatenleben, er wäre am liebsten in den Krieg gezogen. Der Schultheiß hatte ihm die Rauferei in den Paß geschrieben Aloys ging einer harten Strafe entgegen; er schaute sich nicht mehr um, er ging fort, ohne es zu wissen, und wünschte nie mehr wieder zu kehren. Als er in Horb den Wegweiser nach Freudenstadt sah, von wo man nach Straßburg geht, hielt er eine Weile still, er gedachte nach Frankreich zu desertiren; da grüßte ihn unversehens Mechtilde und fragte: „Ei Aloys, gehst Du schon wieder nach Stuttgart?"

„Ja," antwortete dieser, und schlug den Weg dahin ein, die Mechtilde war wie ein Wegweiser vom Himmel erschienen, mit einem freundlichen „B'hüt' Gott" schied er von ihr.

Auf dem Wege summte ihm immer das Lied im Kopfe, das der Jörgli einst zuerst gesungen hatte, jetzt konnte es der Aloys auch singen, und jetzt paßte es erst ganz auf das Marannele; er summte immer, ohne daß er es wußte, vor sich hin:

Ach wie bald, ach wie bald
Schwindet Schönheit und Gestalt.
Thust du stolz mit deinen Wangen,
Die wie Milch und Purpur prangen,
Ach die Rosen welken all.

In Stuttgart angelangt, sprach er nicht mehr mit der Wache am Tübinger Thor und der an der Kaserne, er schaute wie ein Verbrecher kaum auf. Acht Tage mußte er im „dritten Grad",

in einem finstern Gefängnisse, seine Rauferei abbüßen; oft war er so ungeduldig und wild, daß er sich an der Wand den Kopf entzwei rennen wollte, dann aber lag er wieder fast Tag und Nacht im halben Schlaf.

Als er aus dem Gefängnisse kam und auf sechs Wochen in die Strafklasse eingetheilt wurde, die sich keine Stunde von der Kaserne entfernen darf, sondern immer zum Appell bereit seyn muß; da verfluchte er seinen Vorsatz, daß er zum Militär gegangen war und er sich so noch auf sechs Jahre an die Heimath gebunden hatte, er wäre gern fort, fort, so weit als es ging.

Da kam eines Tags Mutter Marei mit einem Briefe von ihrem Mathes aus Amerika, er hatte vierhundert Gulden geschickt, damit sich der Aloys einen Acker kaufe, oder, wenn er zu ihm wolle, sich mit dem Gelde vom Militär losmache.

Der Aloys, der Mathes vom Berg mit seiner Frau und seinen acht Kindern, darunter auch die Mechtilde, wanderten noch diesen Herbst gemeinschaftlich nach Amerika aus.

Als Aloys auf der See war, da summte er oft die Strophe des allbekannten Liedes vor sich hin, er verstand sie erst jetzt recht:

„Das, das, das und das,
Das Schifflein hat den Lauf;
Der, der, der und der,
Der Schiffmann steht schon drauf.
Spür' ich einen rechten Sturmwind weh'n,
Als wollt' das Schiff zu Grunde geh'n,
Da stehen meine Gedanken
Zu wanken."

In seinem letzten Briefe, vom Ohio, schreibt der Aloys an seine Mutter:

„Es drückt mir oft schier das Herz ab, daß ich all' das viele Gut so allein genießen soll, ich wünsch' mir oft ganz Nordstetten herbei; den alten Zahn, das blinde Konradle, das Schackerle von der Steingrub, den Soges, den Sauerbrunnenbasche und das Maurizele vom Hungerbrunnen, die sollten sich alle bei mir satt essen, bis sie nimmer weiter können; was hab' ich davon, wenn ich so allein da bin? Da könntet ihr dann auch sehen, wie der Tolpatsch jetzt seine vier Roß im Stall und zehn Fohlen im Felde hat. Wenn's dem Marannele nicht gut geht, schreibet mir's auch, ich will ihm 'was schicken; es darf aber nichts davon erfahren, von wem es ist, es dauert mich in's Herz hinein. Der Mathes vom Berg wohnt eine Stund' von mir, die Mechtilde ist eine tüchtige Schafferin, aber sie ist doch kein Marannele; wenn es ihm nur auch gut geht, hat es schon Kinder? Auf der Ueberfahrt ist auch ein gestudirter Landsmann, der Doktor Stäberle von Ulm bei uns gewesen, der hat mir an einer Weltkugel gezeigt, daß wenn in Amerika Tag, es in Nordstetten Nacht ist, und so umgekehrt; ich hab' nicht mehr dran gedacht, aber jetzt, wenn ich als im Feld bin und so denk': Was machen sie denn jetzt in Nordstetten? da fällt mir's ein: Potz Blitz, die schlafen ja jetzt, und des Schackerle's Hannes, der Nachtwächter, ruft sein: „B'hüt' uns Gott und Maria". Am Sonntag ist mir's am ärgsten, daß in Nordstetten jetzt Samstag zu Nacht ist, das sollt' nicht seyn, es sollt' Alles Einen Tag haben. Am letzten Sonntag haben wir

aber doch beim Mathes auf dem Berg getanzt, da war ja Kirchweih in Nordstetten, ich vergeß' das nie und wenn ich hundert Jahr' alt werde. Ich möcht' nur auch einmal wieder eine Stund' in Nordstetten seyn, da wollt' ich auch dem Schultheiß zeigen, was ein freier Bürger von Amerika ist."



Die Kriegspfeife.

Das ist eine ganz absonderliche Geschichte, die aber doch mit der neuern Weltgeschichte, oder was fast einerlei ist, mit der Geschichte Napoleons ganz genau zusammenhängt. Damals war eine außerordentliche Zeit, jeder Bauer konnte aus der Königsloge seines eigenen Hauses die ganze Weltgeschichte vorbei defiliren und agiren sehen, Könige und Kaiser spielten darin mit, und erschienen bald so, bald so angezogen; und dieses ganze großartige Schauspiel kostete den Bauer oft weiter nichts als Haus und Hof und etwa noch sein Leben. So arg ging's aber meinem Nachbar Hansjörg nicht, doch — ich will die Geschichte von vorn erzählen.

Es war im Jahr 1796. Wir in unserer mäuschenstillen Zeit, wir Kinder des unbefriedigten Friedens, können uns kaum einen Begriff von der damaligen Unruhe machen; es war, als ob die Leute gar nirgends mehr fest zu Hause wären, als ob das ganze Menschengeschlecht sich auf die Beine gemacht hätte, um einer den andern da- und dorthin zu treiben. Ueber den Schwarzwald zogen bald die Oesterreicher mit ihren weißen Wämmsern, bald die Franzosen mit ihren rothen Hosen, dann wieder die Russen mit ihren langen Bärten, und zwischen drin steckten die Baiern, Würtemberger, Hessen, in allerlei Gestalt; der Schwarzwald war das allezeit offene Thor für die Franzosen, und jetzt eben ist man endlich dran, einen Riegel vorzuschieben.

Es war also oftmals ein Marschiren, Retiriren und Vordringen, ein Schießen und Donnern, daß man nicht wußte, wo einem der Kopf stand; wirklich blieb er manchmal auch nicht stehen, sondern purzelte unversehens um. Nicht weit von Baisingen ist mitten auf dem ebenen Felde eine Anhöhe, so hoch wie ein Haus, und drunter sollen lauter todte Soldaten liegen, Franzosen und Deutsche bei einander.

Mein Nachbar Hansjörg war aber davor behütet, Soldat werden zu brauchen, obschon er ein schmucker und handfester Bursch war, der sich überall sehen lassen durfte, und er eben in das neunzehnte Jahr trat. Das kam nämlich davon. Am Tage vor des Maurers Wendel Hochzeit, der eine Frau von Empfingen hat, ritt der Hansjörg mit den Andern hinter dem Wagen drein, auf dem die Braut mit dem Hausrath auf dem blau

angestrichenen Kasten neben der Kunkel und der nagelneuen Wiege saß. Der Hansjörg schoß immer am teufelmäßigsten, er that immer eine doppelte Ladung in die Pistole. Als nun der Zug bei der Leimengrube ankam, wo rechts der Weiher und links die Ziegelhütte ist, aus der das Kätherle heraussah, da schoß der Hansjörg wieder; aber fast noch ehe man den Knall hörte, hörte man den Hansjörg gottserbärmlich schreien, die Pistole entfiel seiner Hand, er selbst wäre vom Pferde gefallen, wenn ihn sein Kamerad, der Viteli, nicht gehalten hätte. Jetzt sah man, was geschehen war: der Hansjörg hatte sich am mittlern Gelenk den Zeigefinger der rechten Hand abgeschossen; er wurde nun vom Pferde heruntergehoben, Alles sprang mitleidig herzu, und auch das Kätherle aus der Ziegelhütte kam herbei und wurde fast ohnmächtig, als es sah, wie der Finger des Hansjörg nur noch an der Haut hing, der Hansjörg aber biß vor Schmerz die Zähne über einander und blickte starr auf das Kätherle; er wurde nun in das Haus des Zieglers gebracht. Der alte Jockel vom Scheubuß, der das Blut stillen konnte, wurde schnell herbeigerufen, ein Anderer lief nach der Stadt zu dem Erath, einem vielgeliebten Chirurgus. — Als der alte Jockel ins Zimmer trat, war Alles plötzlich still und wich vor ihm zurück, so daß alle Anwesenden zu beiden Seiten eine Fronte bildeten, durch welche er zu dem Verwundeten schritt, der hinter dem Tische auf der Bank lag. Nur das Kätherle trat vor und rief: „Um Gotteswillen Jockel, helft dem Hansjörg“; dieser schlug die Augen auf und wendete den Kopf nach der

Redenden, und als nun der Jockel vor ihm stand und leise murmelnd die Hand berührte, da hörte das Blut schon auf zu rinnen.

Das war aber diesmal nicht durch die Sympathie Jockel's geschehen, sondern durch eine andere Sympathie, nämlich durch die zwischen dem Kätherle und dem Hansjörg; denn als dieser die Worte Kätherle's hörte, fühlte er, wie ihm alles Blut nach dem Herzen drang, und dadurch hörte das Bluten des Fingers auf.

Der Erath kam und dem Hansjörg wurde nun der Finger abgenommen; er hielt sich bei dem grausamen Schmerze wie ein Held. Als er schon einige Stunden darauf im Wundfieber lag, war es ihm, als ob ein Engel zu ihm heranschwebte, und ihm Kühlung zuwehte (er wußte es nicht, daß das Kätherle ihm die Fliegen abwehrte und dabei oft ganz nahe an seinem Gesichte auf- und abfuhr; es kann eine solche Nähe, wenn auch nicht eigentliche Berührung, einer liebenden Hand eine magische Wirkung in dem Andern hervorrufen, und diese kann sich wohl in unserm Hansjörg als eine solche Traumgestalt gebildet haben). Dann erschien dem Hansjörg im Traume wieder eine ganz verhüllte Gestalt; er konnte sich nachher nicht mehr recht erinnern, wie sie aussah, und — so sonderbar sind die Träume — die Gestalt hatte einen losen Finger im Munde und schmauchte damit Tabak, als ob es eine Pfeife wäre, so daß die blauen Wölkchen sich aus duftigen Ringen ausbreiteten.

Kätherle bemerkte, daß die geschlossenen Lippen Hansjörg's sich im Schlafe mehrfach auf und nieder bewegten; als er erwachte, war das erste,

was er verlangte: seine Pfeife. Hansjörg hatte die schönste Pfeife im ganzen Dorfe und wir müssen sie näher betrachten, denn sie ist ein Hauptstück in unserer Geschichte. Es war ein Ulmer Maserkopf, dessen braune Marmorirungen die wunderlichsten Figuren machten, so daß man sich allerei hineindenken konnte; der silberne Deckel war wie ein Helm geformt, und so blank, daß man sich drein spiegeln konnte und noch den Vortheil hatte, daß man sein Gesicht doppelt und zwar zu unterst und zu oberst darin sah; auch an der untern Kante, so wie am Stiefel war der Pfeifenkopf mit Silber beschlagen, ein doppeltes silbernes Kettchen mit einem Sprungringe diente statt der Schnur und hielt das kurze Rohr mit der langen vielgelenken krummen Mundspitze.

War diese Pfeife nicht schön, und hatte Hansjörg nicht recht, daß er sie liebte wie ein Held des Alterthums seinen Schild?

Das erste, was nun Hansjörg bei dem Verluste seines Fingers ärgerte, war das, daß er sich nun schwer mehr werde eine Pfeife stopfen können. Das Kätherle lachte und schalt ihn aus über seine Liebhaberei, aber es stopfte ihm doch eine Pfeife, holte eine Kohle und that sogar selbst ein paar Züge; es schüttelte sich aber und machte ein Gesicht, als ob es sich furchtbar davor ekle. Dem Hansjörg hatte aber noch nie eine Pfeife so gut geschmeckt als die, welche das Kätherle vorher im Munde gehabt hatte.

Trotzdem es heißer Sommer war, durfte der Hansjörg mit seiner Wunde nicht nach Hause gebracht werden, er mußte also bei dem Ziegler bleiben; das war unserm Patienten sehr recht,

und obwohl seine Eltern kamen, um ihn zu verpflegen, wußte er doch, daß schon Zeiten kommen würden, wo er mit dem Kätherle allein seyn würde.

Andern Tages war des Maurers Wendel Hochzeit, und als es zur Kirche läutete, pfiff der Hansjörg den unabänderlich wiederkehrenden Hochzeitsmarsch, der jetzt drinnen im Dorfe gespielt wurde, auf seinem Bette nach.

Nach der Kirche zog die Musik im Dorfe umher und spielte vor den Häusern, in denen die schönsten Mädchen waren, oder solche, die Schätze hatten; die Burschen und Mädchen schlossen sich dann dem Zuge an, der, je weiter er kam, sich immer mehr vergrößerte; sie kamen auch vor des Zieglers Haus. Der Viteli kam, als „Gespiele" Hansjörg's, mit seinem Schatze herauf, um statt des Verwundeten das Kätherle mit zum Tanze zu nehmen; dieses aber dankte, schützte Arbeit vor und blieb daheim. Der Hansjörg war hierüber hoch erfreut, und als sie allein waren, sagte er:

„Kätherle, gräm' Dich nicht, es gibt bald wieder eine Hochzeit, und da wollen wir Zwei rechtschaffen mit einander tanzen."

„Eine Hochzeit?" fragte das Kätherle betrübt, „ich wüßt' nicht von wem?"

„Komm 'mal her," sagte Hansjörg lächelnd, das Kätherle trat näher, und er fuhr fort: „Ich will Dir's nur gestehen, ich hab' mir den Finger mit Fleiß abgeschossen, damit ich kein Soldat zu werden brauch'."

Das Kätherle fuhr zurück, schrie laut auf und bedeckte sich mit der Schürze das Angesicht.

„Warum schreist Du?" fragte Hansjörg, „ist Dir's denn nicht recht? Es muß Dir recht seyn, denn Du bist daran schuld."

„Jesus, Maria, Joseph! nein, gewiß nicht, ich bin daran unschuldig, o, Du lieber Heiland, was hast Du für eine Sünd' gethan, Hansjörg; Du hättest Dich ja auch todt schießen können, nein, Du bist ein wilder Mensch, mit Dir möcht' ich nicht hausen, ich hab' Angst vor Dir."

Kätherle wollte ihm entfliehen, aber Hansjörg hielt es noch mit der linken Hand fest, es stand da, riß unwillig, wendete ihm den Rücken zu und kaute an einem Ende der Schürze; der Hansjörg hätte alles in der Welt drum gegeben, wenn es ihn nur einmal angesehen hätte, aber all sein Bitten und Flehen war umsonst, er ließ nun los und wartete eine Weile, ob es sich nicht umkehre, als es aber immer stumm und abgekehrt blieb, da sagte er mit zitternder Stimme: „Willst Du nicht so gut seyn und meinen Vater holen? ich will heim."

„Nein, das darfst Du nicht, Du könntest ja den Hundskrampf kriegen, hat der Erath gesagt," erwiederte das Kätherle noch immer abgekehrt.

„Wenn Du Niemand holst, so geh' ich allein," sagte Hansjörg.

Das Kätherle kehrte sich um und sah ihn an mit thränenden Augen, aus denen alle Bitten und alle Mächte der liebenden Besorgniß hell leuchteten; Hansjörg faßte Kätherle's Hand, sie war fieberheiß, und er schaute lange in das Antlitz seines Mädchens. Es war nicht so was man eigentlich schön nennt, es war derb und kräftig; das Antlitz, so wie der ganze Kopf hatte eine fast

kugelrunde Bildung, die Stirn war hochgewölbt, beinahe wie ein Halbkreis, die Augen lagen tief in der Biegung, die kleine Stumpfnase, die etwas Neckisches und Uebermüthiges aussprach, die runden vollen Wangen, Alles verrieth gesundes, frisches Leben. Hansjörg betrachtete die Hocherglühende, wie wenn sie die Allerschönste gewesen wäre.

So hielten sie sich lange und sprachen kein Wort, endlich sagte Kätherle: „Soll ich Dir ein' Pfeif' stopfen?"

„Ja," sagte Hansjörg und ließ sie los.

In dem Anerbieten Kätherle's lag der beste Ausspruch der Versöhnung; das fühlten Beide, sie redeten darum kein Wort mehr von ihrem Streit.

Gegen Abend kamen viele Burschen und Mädchen mit hochglühenden Wangen und freudestrahlenden Augen, um das Kätherle zum Tanze abzuholen, es aber wollte durchaus nicht mitgehen, der Hansjörg lächelte vor sich hin; als er aber das Kätherle bat, ihm doch den Gefallen zu thun und mitzugehen, hüpfte es freudig fort und kam bald darauf schön geputzt wieder.

Nun war aber ein neuer Uebelstand. Trotz ihrer Gutmüthigkeit wollte doch keines von Allen vom Tanze weg und beim Hansjörg bleiben; da kam zu gutem Glück der alte Jockel, und für einen guten Schoppen, den man ihm vom Wirthshause schicken wollte, versprach er, wenn's nöthig wäre, die ganze Nacht dazubleiben. —

Der Hansjörg hatte sich von dem Erath seinen Finger in einem mit Spiritus gefüllten

Glase aufbewahren lassen, er wollte dies dem Kätherle schenken; aber trotz seiner sonstigen Derbheit fürchtete sich das Mädchen davor wie vor einem Gespenste, es wagte kaum das Glas anzurühren, und als der Hansjörg zum ersten Male das Haus verlassen durfte, gingen sie mit einander in den Garten vor dem Hause und begruben den Finger. Hansjörg stand sinnend dabei, als das Kätherle das Loch wieder zuschaufelte. Die Sünde gegen das Vaterland, die er durch seine Selbstverstümmelung begangen hatte, kam ihm nicht in den Sinn; dagegen trat ihm der Gedanke vor die Seele, daß hier ein Theil der ihm von Gott verliehenen Lebenskraft eingescharrt werde, für die er Rechenschaft ablegen müsse. Er stand so zu sagen bei lebendigem Leibe bei seinem eigenen Begräbniß, und der Vorsatz stieg in ihm auf, alle ihm noch gebliebenen Kräfte nach Pflicht und Gewissen treulich zu üben und anzuwenden; ein Todesgedanke überschauerte ihn, und mit Wehmuth und Freude schaute er auf, sah sich lebend und neben ihm sein geliebtes Mädchen. Solche Gedanken bewegten sich halb klar in seiner Seele, und er sagte: „Kätherle, ich seh's wohl ein, ich hab' mich schwer versündigt und ich muß beichten; ich muß es bald vom Herzen haben, ich will gern jede Buße thun."

Kätherle umarmte und küßte ihn, und er genoß im Voraus die seligste Absolution, wie sie eigentlich das wahrhaft reuige Gemüth, mit festem Vorsatze ausgerüstet, schon allein für sich empfinden muß.

Sonntags darauf ging Hansjörg zur Beichte,

man hat nie erfahren, welche Buße ihm auferlegt wurde.

Man sollte meinen, ein Mensch müsse einen besondern geheimen Zug nach der Stelle hin haben, wo ein Stück seines lebendigen Daseyns ruht. Wie uns das Vaterland doppelt heilig ist, weil die Gebeine unserer Lieben darin ruhen, wie uns die ganze Erde erst recht heilig wird, wenn wir bedenken, wie sich die Körper unserer Freunde und Mitmenschen mit ihrem Staube vermischen, so muß ein Mensch, von dessen eigenem unzertrennlichen Körper ein lebendiger Theil schon Erde geworden, sich von der unendlichen Macht der irdischen Heiligkeit angezogen fühlen, und sich oft nach einem Theil seiner Ruhestätte hinwenden.

Solche Gedanken, wenn auch eine dunkle Ahnung von irgend etwas davon in unserm Freunde aufstieg, konnten doch, wie natürlich bei einem Menschen, wie unser Hansjörg war, nicht lange haften. Er ging tagtäglich nach des Zieglers Haus, nicht weil ein Todtes, sondern weil ihn das Leben, d. h. die Liebe zu Kätherle, hinzog. Manchmal aber ging er auch recht betrübt von dort weg, denn das Kätherle schien es darauf angelegt zu haben, ihn zu ärgern und zu meistern. Das erste, was das Kätherle immer und immer von ihm verlangte, war: daß er das Rauchen aufgeben solle, er durfte es nie küssen, wenn er geraucht hatte, und ehe er zu ihm ging, mußte er fast immer seine liebe Pfeife verstecken; in des Zieglers Stube aber durfte er nie und nimmer rauchen, und so gern er auch dort war, machte er sich doch immer nach einer Weile wieder fort.

Kätherle hatte wohl recht, wenn es ihn oft damit neckte.

Hansjörg ärgerte sich gewaltig über den Eigensinn Kätherle's und er steifte sich immer mehr auf seine Liebhaberei; er meinte, es sey unmännlich, sich von einem Weibe etwas vorschreiben zu lassen, das Weib müsse nachgeben, dachte er, und dann muß man auch bekennen: es war ihm rein unmöglich, seine Gewohnheit aufzugeben. Er probirte es einmal während der Heuernte zwei Tage lang, aber es war ihm immer, als ob er faste, es fehlte ihm überall etwas, und er holte sich seine Pfeife wieder, und indem er sie vergnüglich zwischen den Zähnen festhielt und dabei Feuer schlug, sagte er vor sich hin: „Eh' mag das Kätherle und mit ihm alle Weibsleut' zum Teufel gehen, eh' ich das Rauchen aufgäb'!" Er schlug sich dabei auf die Finger, und die heftig schmerzende Hand schüttelnd dachte er: das ist Sündenschuld, denn das ist eigentlich doch nicht wahr.

Endlich kam der Herbst herbei. Hansjörg wurde richtig für untauglich zum Militärdienst erklärt. Noch einige andere Bauernburschen hatten ihm seine List nachgeahmt, sie hatten sich nämlich die Schaufelzähne ausgerissen, damit sie keine Patronen beißen konnten; aber die Militärcommission sah dies als absichtliche Verstümmelung an, während die des Hansjörg, ihrer Gefährlichkeit wegen, als Unglück betrachtet wurde. Die Zahnlückigen wurden zum Fuhrwesen genommen und mußten nun doch mit in den Krieg ziehen; mit einer verstümmelten Zahnreihe mußten sie die oft mageren Bissen der Kriegskost beißen, und am Ende

mußten sie gar ins Gras beißen, wozu sie eigentlich gar keine Zähne mehr brauchten.

In den ersten Tagen des Octobers hielt der französische General Moreau seinen berühmten Rückzug über den Schwarzwald. Eine Abtheilung des Zuges kam auch durch Nordstetten; man hörte mehrere Tage vorher davon. Es war eine Furcht und Angst im Dorfe, daß man sich nicht zu helfen und zu rathen wußte; in allen Kellern wurde gegraben und geschaufelt, und alles, was man von Geld und Kostbarkeiten hatte, hineingelegt. Die Mädchen brachten ihre Granatenschnüre mit der daran hängenden silbernen Münze (dem sogenannten Anhänger), sie zogen ihre silbernen Ringe vom Finger und legten sie in die Grube, Alles ging schmucklos umher wie bei einer großen Trauer; das Vieh wurde bei Egelsthal in eine unwegsame Schlucht getrieben. Die Mädchen und Burschen sahen sich betrübt an, wenn man von dem herannahenden Feinde sprach; mancher Bursch faßte dann nach seinem Messergriffe, der aus der Hosentasche hervorsah.

Am übelsten waren aber die Juden dran. Wenn man dem Bauer auch Alles nimmt, seinen Acker und seinen Pflug kann man ihm doch nicht forttragen; die Juden aber hatten all ihr Vermögen in beweglicher Habe, in Geld und Waaren, sie zitterten daher doppelt und dreifach. Der jüdische Kirchenvorsteher, ein gescheiter und gewandter Mann, fand einen pfiffigen Ausweg. Er ließ ein großes Faß mit rothem Wein, der tüchtig mit Branntwein vergeistigt war, vor seinem Hause aufstellen, auf einen Tisch gefüllte Flaschen setzen, um damit die ungebetenen Gäste zu regaliren.

Die List gelang, weil die Franzosen ohnedies Eile hatten, weiter zu kommen.

Der Tag des Durchmarsches kam und ging besser vorüber, als man je gehofft hatte. Die Leute im Dorfe standen haufenweise bei einander und betrachteten die Vorüberziehenden; zuerst kam die Reiterei, dann kam ein gewaltiger Trupp Infanterie.

Hansjörg war mit seinen Kameraden Viteli und Xaver hinausgegangen nach der Ziegelhütte, er wollte für alle Fälle dort seyn, damit dem Kätherle nichts geschehe; er ging mit seinen Kameraden in den Garten vor dem Hause, und über den Zaun gelehnt schmauchte er behaglich seine Pfeife. Das Kätherle schaute zum Fenster heraus und sagte: „Wenn Du nicht rauchen willst, Hansjörg, kannst Du mit Deinen Kameraden 'raufkommen."

„Wir sind schon gut da", erwiederte der Hansjörg, drei Qualme schnell nach einander ausstoßend und die Pfeife fester fassend.

Nun kam die Reiterei. Alle ritten ungeordnet einher, sie schienen kaum zusammen zu gehören, ein Jeder kümmerte sich fast nur um sich, und doch sah man's wieder, daß sie zusammenhielten. Einige warfen keck lachend und winkend dem Kätherle am Fenster Kußhändchen zu, der Hansjörg fuhr rasch mit der Hand nach seinem Seitenmesser; das Kätherle schob das Fenster zu und schaute nur noch verstohlen hinter den Scheiben hervor. Nach der Infanterie kamen Fouragewagen und die Wagen mit den Verwundeten. Das war ein erbärmlicher Anblick. Einer der Verwundeten streckte eine Hand heraus, an der

auch nur vier Finger waren; das fuhr dem Hansjörg durch Mark und Bein, es war ihm plötzlich, als ob er selber da droben läge. Der Verwundete hatte nichts als ein Tuch um den Kopf gebunden und es schien ihn zu frieren, der Hansjörg sprang schnell über den Zaun, nahm die Pudelkappe vom Kopfe und setzte sie dem Armen auf, dann gab er ihm noch sein Geld mit sammt dem ledernen Beutel. Der Verwundete machte mehrere Zeichen mit dem Munde und deutete damit an, daß er gern rauchen möchte, er sah dabei den Hansjörg bittend und bettelnd an und deutete immer auf seine Pfeife, der Hansjörg aber schüttelte Nein. Das Kätherle brachte Brod und Hemden herbei und legte sie auf den Wagen des Verwundeten, die kranken Krieger sahen vergnügt auf das frische Mädchen, und einige machten ein militärisches Begrüßungszeichen und welschten unter einander; sie fuhren dann immer freundlich winkend davon. Da dachte Niemand mehr, ob dies Feinde oder Freunde wären, es waren unglückliche, hülfsbedürftige Menschen, und Jeder mußte ihnen helfen.

Ein großer Trupp Reiter beschloß den Zug Das Kätherle stand wieder am Fenster, Hansjörg mit seinen Kameraden wieder auf ihrem Posten; da sagte der Viteli: „Guck, da kommen Marodeurs.“

Zwei zerlumpte Kerle in halber Uniform, ohne Sattel und Bügel sprengten heran; eine Strecke, ehe sie bei Hansjörg waren, hielten sie ein und sprachen etwas mit einander, man hörte den Einen lachen, sie ritten dann langsam und der Eine ganz nahe an dem Zaune hin, und ratsch! riß er

dem Hansjörg die Pfeife aus dem Munde, und dann im gestreckten Galopp auf und davon; der Marodeur steckte sich die noch brennende Pfeife in den Mund und dampfte lustig wie zum Hohne. Der Hansjörg hielt sich den Mund, es war ihm, als ob ihm alle Zähne aus dem Kiefer herausgerissen wären; das Kätherle aber lachte aus vollem Halse und rief: „So, jetzt hol' Dir Dein' Pfeif'."

„Ja, ich hol' sie", sagte Hansjörg und knackte vor Wuth eine Latte am Zaun zusammen, „kommet, Viteli, Xaver, wir thun unsere Gäul' 'raus und reiten nach, und wenn wir darüber zu Grund gehen, den Hallunken lass' ich mein' Pfeif' nicht."

Die beiden Kameraden gingen davon und holten schnell die Pferde aus dem Stall, das Kätherle aber kam herabgesprungen, rief den Hansjörg in den Hausgang; unwillig ging er zu ihm, denn er war bös, daß es ihn so ausgelacht hatte, das Kätherle aber faßte zitternd seine Hand und sagte: „Um Gotteswillen, Hansjörg, laß die Pfeif', guck, ich will Dir auch Alles zu Gefallen thun, folg' mir nur jetzt; willst Du Dich denn wegen so eines nichtsnutzigen Dinges umbringen lassen? Ich bitt' Dich, bleib' da."

„Ich mag nicht, mir ist's recht, wenn mir einer eine Kugel durch den Kopf schießt, was soll ich da thun? Du kannst doch nur nichts als foppen."

„Nein, nein!" rief das Kätherle und fiel ihm um den Hals, „ich lass' Dich nicht gehen, Du mußt da bleiben."

Den Hansjörg durchzuckte es wunderbar, aber er fragte keck: „Willst Du denn mein Weib seyn?"

„Ja, ja, ich will ja!"

Die Beiden umarmten sich selig, dann rief Hansjörg: „Mein Lebtag kommt mir kein' Pfeif' mehr in den Mund, guck, mich soll ein heilig-kreuz —"

„Nein, schwör' nicht, Du mußt's auch so halten können, das ist viel besser; gelt, Du bleibst jetzt aber auch da? Laß die Pfeif' beim Franzos und beim Teufel."

Unterdessen kamen die Kameraden zu Pferd, sie hatten sich mit Heugabeln bewaffnet und riefen: „Tapfer, Hansjörg, komm!"

„Ich geh' nicht mit", sagte der Hansjörg, das Kätherle im Arm haltend.

„Was kriegen wir denn, wenn wir Dein' Pfeif' wiederbringen?" fragte Viteli.

„Sie ist Euer."

Die Beiden ritten wie im Sturme davon den Weg nach Empfingen, Hansjörg und Kätherle schauten ihnen nach. Dort, an der kleinen Anhöhe, wo die Lehmgrube für die Ziegelhütte ist, hatten sie die Marodeurs fast eingeholt; als diese sich aber verfolgt sahen, machten sie keck kehrtum, schwenkten ihre Säbel und der eine zielte noch mit einer Pistole. Als der Viteli und der Xaver das sahen, machten sie ebenfalls hurtig kehrtum und waren schneller wieder da, als sie dort gewesen waren. —

Von diesem Tage an that der Hansjörg keinen Zug mehr aus einer Pfeife, vier Wochen später wurde er von der Kanzel herab mit dem Kätherle verkündet. —

Eines Tages ging Hansjörg nach der Ziegel-hütte, er war hinter dem Hause hergekommen,

Niemand hatte ihn gesehen; da hörte er drinnen das Kätherle mit Jemandem sprechen: „Also Du kennst sie ganz genau?“ fragte das Kätherle.

„Warum soll ich sie nicht kennen?“ erwiederte der Angeredete. Hansjörg erkannte an der Stimme das rothe Maierle, einen Handelsjuden, „ich hab' ihn ja oft genug mit ihr gesehen; er hat sie so gern gehabt, wie er Dich hat, und wenn es gegangen wär', ich glaub', er hätt' sie geheirathet.“

„Weißt Du“, sagte Kätherle, „ich will nur sehen, wie er die Augen sperrangelweit aufreißen wird, wenn er sie an seiner Hochzeit wiedersieht! ich kann mich also ganz gewiß darauf verlassen?“

„So gewiß soll' ich hundert tausend Gulden reich werden, sie muß da seyn.“

„Aber der Hansjörg darf nichts von ihr erfahren.“

„Stumm wie ein Fisch!“ erwiederte das rothe Maierle und ging davon.

Hansjörg kam schüchtern zu Kätherle, er schämte sich zu gestehen, daß er gehorcht habe; als sie aber traulich bei einander saßen, sagte er: „Ich will Dir's nur sagen, laß Dir nichts vorschwätzen, es ist nicht wahr; man hat mir einmal nachgesagt, ich hätt' Bekanntschaft mit der Adlerwirthsmagd, die jetzt in Rottweil dient, glaub' Du mir, es ist nicht wahr, ich bin ja damals noch in die Christenlehr' gegangen, es war nichts als Kinderei.“

Das Kätherle that, als ob es ein gar großes Gewicht auf diesen Umstand lege, und der Hansjörg hatte viel zu thun, sich zu rechtfertigen. Er gab sich noch am Abend alle Mühe, das rothe

Maierle auszuhorchen, aber das war „stumm wie ein Fisch".

Hansjörg hatte noch viele Rügen auszustehen und gewissermaßen durch das ganze Dorf Spießruthen zu laufen. Das war nämlich so. Am Sonntage vor der Hochzeit ging nach alter Sitte der Hansjörg und sein „Gespiel", der Viteli, Jeder mit einem rothen Bande um den Arm und einer rothen Schleife an dem dreieckigen Hute, von Haus zu Haus im ganzen Dorfe, und der „Hochzeiter" sagte folgenden Spruch: „Ihr sollet höflich eing'lade seyn zur Hauzich am Zinstig (Hochzeit am Dienstag) im Adler. Wemmer's (wenn wir's) wieder verdäue (vergelten) könnet, welle mer's au thoan (wollen wir's auch thun). Kommet au g'wiß. Vergesset's ét. Kommet au g'wiß." Darauf öffnete in jedem Hause die Frau die Schublade am Tisch, that Brod und Messer heraus und reichte es mit den Worten: „Schneidet au Brod." Der Hochzeiter mußte nun ein Schnitzel Brod abschneiden und dasselbe mitnehmen. Hansjörg machte das Brodschneiden mit seinen vier Fingern etwas ungeschickt, und es that ihm wehe, wenn man in vielen Häusern mit gutmüthigem Spott zu ihm sagte: „Du dürftest eigentlich nicht heirathen, Hansjörg, denn Du kannst mit Deinem Stumpffinger doch nicht gut Brod schneiden."

Der Hansjörg war hochfroh, als diese Einladungen vorbei waren.

Mit Singen und Jubeln wurde die Hochzeit gefeiert, nur durfte dabei nicht geschossen werden, denn seit dem Unglücke oder dem Muthwillen Hansjörg's war das strenge verboten.

Am Hochzeitstische ging Alles lustig her. Gleich nach Tische ging Kätherle hinaus in die Küche, es kam aber schnell wieder und hatte die uns wohlbekannte Pfeife im Munde — man konnte wirklich nicht unterscheiden, ob es die alte oder eine aufs Pünktchen hin ähnliche sey — das Kätherle that nun mit verzerrten Mienen wieder einige Züge aus der Pfeife und reichte sie dann dem Hansjörg mit den Worten:

„Da, nimm, Du hast Dich wacker gehalten, Du kannst Dir schon was versagen; meinetwegen magst Du wohl rauchen, ich hab' kein bisle dagegen."

Hansjörg wurde feuerroth, er schüttelte aber Nein und sagte: „Was ich einmal gesagt hab', da beißt kein' Maus keinen Faden davon, mein Lebtag thu' ich keinen Zug mehr." Er stand auf und sagte wieder: „Gelt, Kätherle, aber Dich darf ich doch küssen, wenn Du geraucht hast?"

Die beiden Glücklichen lagen sich selig in den Armen. Darauf gestand Hansjörg, daß er gehorcht habe, als sich das Kätherle mit dem rothen Maierle besprach, und daß er gemeint habe, es sey von der Adlerwirthsmagd die Rede.

Man lachte herzlich über den Spaß.

Die Pfeife wurde als ewiges Andenken über dem Himmelbette des jungen Ehepaares aufgehängt und Hansjörg deutet oft darauf hin, wenn er beweisen will, daß man sich mit festem Vorsatz und durch Liebe Alles abgewöhnen könne.

Zwei Worte rücken uns plötzlich weit hinaus, Hansjörg und Kätherle sind betagte Großeltern, im Kreise der Ihrigen glücklich, frisch und munter.

Die Pfeife gilt als ein ehrwürdiges Familienstück bei den fünf Söhnen Hansjörg's, keiner von ihnen und von ihren Kindern hat sich bis heute das Rauchen angewöhnt.



Die feindlichen Brüder.

In der spärlich bewohnten kalten Gasse, „der Kniebis" genannt, steht ein kleines Häuschen, das außer einem Stall und einem Schuppen nur drei zum Theil mit Papier zugeklebte Fenster hat; oben am Dachfenster hängt ein Laden nur noch an einer Angel und droht jeden Augenblick herunter zu fallen, neben dem Hause ist ein kleines Gärtchen, das noch durch einen der Länge nach hindurchlaufenden Zaun von dürren Dornen in zwei Hälften geschieden ist. In dem Hause wohnten zwei Bruder schon seit vierzehn Jahren in unabänderlicher Feindschaft. Wie im Garten so war auch im Hause Alles getheilt, von der Dachkammer bis hinab in den kleinen Keller; die Fallthüre war offen, aber drunten hatte jeder seinen durch Latten abgetheilten verschlossenen Raum, auch sonst waren an allen Thüren noch Hängeschlösser befestigt, als ob man stündlich den Ueber-

fall von Dieben fürchte, der Stall gehörte dem einen, der Schuppen dem andern Bruder; kein Wort wurde im Hause vernommen, wenn nicht bisweilen einer laut vor sich hin fluchte.

Michel und Koanradle, so hießen die beiden Brüder, waren beide schon sehr bei Jahren und beide unbeweibt, dem Koanradle war seine Frau früh gestorben, und er lebte nun so für sich allein, der Michel war nie verheirathet gewesen.

Eine blauangestrichene lange sogenannte Bankkiste war die erste Ursache des Bruderhasses.

Nach dem Tode der Mutter sollte Alles getheilt werden, die im Dorfe verheirathete Schwester hatte schon ihr Pflichtstheil bekommen. Der Koanradle behauptete, er habe die Kiste aus seinem eignen Gelde gekauft, das er sich als Wegknecht durch Steinschlagen auf der Straße verdient, er habe sie nur der Mutter geliehen und sie sey sein eigen; der Michel aber behauptete, er habe der Mutter Brod gegessen und habe somit kein eigenes Vermögen. Nach einem persönlich heftigen Streite kam die Sache vor den Schultheiß und sodann vor das Gericht, und es wurde entschieden, daß, da die Brüder nicht übereinkommen können, Alles im Hause sammt der Kiste verkauft und der Erlös getheilt werden solle. Ja das Haus selber wurde versteigert, da sich aber kein Käufer dafür fand, mußten es in Gottes Namen die Brüder behalten.

Die Brüder mußten nun ihre eigenen Sachen, ihr Bett und Anderes öffentlich wieder kaufen; das machte dem Koanradle manchen Kummer, denn er hatte etwas mehr Empfindung als

gewöhnlich. — Es gibt in jedem Hause mancherlei Dinge, die keinem Fremden für Geld zu haben sind, sie sind viel mehr werth, als man eigentlich dafür bezahlen kann, denn es haften Gedanken und Lebenserinnerungen daran, die für keinen Andern in der Welt Werth haben.

Solche Sachen müssen sich still von Geschlecht zu Geschlecht forterben, dadurch bleibt ihr steter innerer Werth unangetastet; muß man sie aber erst wieder aus den Händen Anderer reißen und für Geld mit Fremden darum ringen, so ist ein großer Theil ihrer ursprünglichen Weihe dahin, sie sind in ihrem Geldeswerthe errungen und nicht still, man möchte sagen, wie ein Heiligthum ererbt. Solcherlei Gedanken waren es, worüber der Koanradle oft den Kopf schüttelte, wenn ihm ein altes Hausgeräthe zugeschlagen wurde, und als das in schwarzen Sammt eingebundene Gesangbuch der Mutter mit den silbernen Spangen und den silbernen Buckeln zum Verkaufe kam, und ein Trödler das Silber in der Hand wog, um das Gewicht zu schätzen, schoß ihm alles Blut in den Kopf, er steigte das Gesangbuch um hohen Preis. Endlich kam die Kiste an die Reihe. Der Michel räusperte sich laut und betrachtete mit einem herausfordernden Blicke seinen Bruder, er setzte sogleich eine namhafte Summe darauf, der Koanradle bot schnell einen Gulden mehr, ohne dabei aufzuschauen, und er zählte die Knöpfe an seinem Wamms, der Michel aber bot, sich keck umschauend höher; kein Fremder steigte mit, und von den Brüdern wollte zum Hohne keiner dem andern die Streitsache lassen, ein jeder dachte auch bei sich: du brauchst

ja nur die Hälfte zu bezahlen, und so gingen sie immer höher und höher, und endlich wurde die Kiste für mehr als das Fünffache ihres Werthes, für acht und zwanzig Gulden, dem Koanradle zugeschlagen.

Jetzt erst schaute er auf und sein Gesicht war ganz verändert, Hohn und Spott sprachen aus den weitaufgerissenen Augen, dem offenen Munde und dem ganzen vorgebeugten Antlitze: „Wenn Du stirbst, so schenk' ich Dir die Kist', daß man Dich drein 'neinlegt," sagte er zitternd vor Wuth zum Michel, und das waren die letzten Worte, die er seit vierzehn Jahren zu ihm gesprochen hat.

Im ganzen Dorfe wurde die Kistengeschichte zu allerlei Spaß und Lustbarkeit benutzt, und wo Einer den Koanradle sah, bemerkte er, wie schändlich der Michel gehandelt habe, und der Koanradle redete sich immer mehr in Wuth gegen seinen Bruder hinein.

Auch sonst waren die beiden Brüder ganz verschiedener Sinnesart und gingen auch ihre verschiedenen Wege.

Der Koanradle hielt sich eine Kuh, die er mit der Kuh seines Nachbarn Christian zur Feldarbeit zusammenspannte, in der übrigen Zeit schlug er für fünfzehn Kreuzer des Tages Stein' auf der Straße. Auch war der Koanradle sehr beisichtig, er trat unsicher auf, und wenn er sich Feuer schlug, brachte er den Zunder immer nahe zur Nase, um dadurch gewiß zu seyn, daß er brenne, er hieß im ganzen Dorfe der „blind' Koanradle," das le wurde ihm gegeben, weil er eine kurze untersetzte Gestalt hatte.

Der Michel hingegen war das gerade Gegenspiel, er war lang und hager und schritt ganz sicher einher, er trug sich vollkommen bäurisch, nicht weil er ein besonderer Bauer war, denn er war eigentlich gar keiner, sondern weil ihm das zu seinem Handel sehr förderlich war; er handelte nämlich mit alten Pferden, und die Leute haben weit mehr Zutrauen zu einem Pferde, das sie von einem bäurisch gekleideten Manne kaufen. Der Michel war ein verdorbener Hufschmied, er verpachtete und verkaufte zum Theil seine Aecker, legte sich ganz auf den Pferdehandel und führte dabei ein Herrenleben. Er war eine wichtige Person in der ganzen Gegend, er kannte auf sechs, acht Stunden im Umkreis, im Würtembergischen, im ganzen Sigmaringer und im Hechinger „Ländle" und bis ins Badische hinein den Zustand und das Contingent der Ställe so gut wie ein großer Staatsmann die statistischen Berichte fremder Staaten und die Stellung der Kabinette; und wie dieser in den Zeitungen, so sondirte Michel die Stimmung des Volkes in den Wirthshäusern. Er hatte auch in jedem Orte einen Thunichtgut als Residenten, mit denen er manche geheime Conferenzen hielt, und die im Nothfalle eine Estafette zum Michel sandten, nämlich sich selber, für die sie weiter nichts verlangten, als ein gutes Trinkgeld im buchstäblichen Sinne des Wortes; dann aber hatte auch Michel geheime Agenten, die die Leute zu Revolutionen in ihren Ställen verleiteten, und so kam es, daß in seinem Schuppen, der als Stall diente, fast immer ein Marode-Gaul

war, den er für einen neuen Feldzug, für die Oeffentlichkeit, d. h. für den Verkauf auf dem Markte zustutzte; er färbte die Haare über den Augen, er feilte die Zähne, und wenn das arme Thier auch nichts mehr als Kleien fressen konnte und beim andern Futter verhungern mußte, ihn kümmerte das wenig, denn er schlug es auf dem nächsten Markte unfehlbar wieder los. Dabei hatte er seine besonderen Kunststückchen: er stellte z. B. einen Helfershelfer auf, der zum Scheine einen Tausch mit ihm machen wollte, sie lärmten dabei ganz ungeheuer, dann rief aber der Michel ganz laut: „Ich kann nicht tauschen, ich hab' kein Futter und keinen Platz, und wenn ich den Gaul für eine Karolin' weggeben muß, fort muß er!" — Oder er machte es noch gescheiter: er stellte für ein paar Kreuzer ein dummes Bäuerchen hin, gab ihm den Gaul, ließ sich ihn vorreiten und sagte: „wenn ein rechter Bauer das Thier hätt', da könnt' man einen schönen Gaul hinfüttern, das Gestell ist überaus, die Knochen sind englisch, dem fehlt nichts als Fleisch und da ist er seine zwanzig Karolin werth;" dann brachte er einen Käufer, bedingte sich noch ein Unterhändlersgeld und erhielt beim Verkaufe seines eigenen Pferdes noch einen Nebenprofit. Am meisten war Michel den gerichtlichen Urkunden feind, in denen man gegen die Hauptfehler garantiren mußte, er ließ, wenn es drauf und dran kam, lieber noch ein paar Gulden nach, ehe er solche Verbindlichkeiten einging; dabei hatte er aber doch manchen Prozeß, der den Gaul sammt dem Profit auffraß, aber es liegt in dieser Art von Leben, von freiem, arbeitslosem Herum=

streifen etwas so Verführerisches, und der Michel rechnete immer auch wieder eins ins Andere, daß er vom Pferdehandel nicht lassen konnte. Sein Grundsatz war: „ich geh' nicht vom Markt, gepatscht muß seyn." Damit meinte er, ein Handel muß abgeschlossen seyn, wobei man die Hände schallend zusammenschlägt. Die Handelsjuden auf den Märkten waren ihm auch vielfach behülflich und er spielte wieder mit ihnen unter der Decke.

Wenn der Michel so zu Markt ritt, oder vom Markte heimfuhr und der Koanradle an der Straße Stein schlug, da sah er seinen Bruder halb mitleidig halb höhnisch an, denn er dachte: „O du armer Schelm, schlägst Stein von Morgens bis Abends um fünfzehn Kreuzer, und ich verdiene, wenn's nur ein Bisle gut geht, fünfzehn Gulden." —

Der Koanradle, der das mit seinen blöden Augen doch bemerkte, schlug dann auf die Steine, daß die Splitter weit umherspritzten. —

Wir wollen aber sehen, wer es weiter bringt, der Michel oder das Koanradle.

Der Michel war einer der beliebtesten Unterhaltungsmenschen im ganzen Dorfe, denn er konnte Tag und Nacht immerfort erzählen, so viel Schliche und Streiche wußte er, und er kannte auch Gott und die Welt. Freilich, Gott kannte er wenig, obgleich er manchmal in die Kirche ging, denn davon kann sich auf dem Lande Keiner ganz ausschließen; aber er ging eben in die Kirche, wie gar Viele, ohne etwas dabei zu denken, und sein Leben darnach einzurichten.

Der Koanradle hatte auch seine Untugenden, und dazu gehörte besonders sein Haß gegen sei-

nen Bruder und die Art, wie er denselben äußerte; wenn man ihn fragte: „Wie geht's deinem Michel?" antwortete er immer: „dem geht's noch so," dabei machte er unter dem Kinn mit beiden Händen, als ob er einen Knoten schlinge, dann fuhr er nach beiden Seiten aus und streckte die Zunge heraus, er wollte, wie leicht erkenntlich, damit sagen: der wird noch gehenkt.

Natürlich sparten die Leute diese Frage nicht sehr, und es war immer ein besonderes Halloh, wenn man den Koanradle zu seiner feststehenden Antwort brachte.

Auch sonst schürten die Leute den Haß der Brüder, nicht gerade immer aus Bosheit, sondern weil es ihnen Spaß machte; der Michel aber zuckte nur verächtlich die Achseln, wenn man von dem „armen Schelm" sprach.

Nie blieben die Brüder in Einer Stube; wenn sie sich nun in dem Wirthshause oder bei ihrer Schwester trafen, ging immer schnell einer von ihnen fort.

Niemand dachte mehr daran, sie zu versöhnen, und wenn zwei Leute in Feindschaft mit einander waren, hieß es sprüchwörtlich: „Die leben wie der Michel und der Koanradle."

Zu Hause redeten die beiden kein Wort, wenn sie sich begegneten, ja sie sahen sich nicht einmal an. Dennoch, wenn einer merkte, daß der andere unwohl im Bette lag, ging er den weiten Weg zu der Schwester, die in der Froschgasse wohnte, und sagte: „Gang 'nuf, i glaub' es ischt ihm ät reacht;" und dann arbeitete ein jeder von den Brüdern gewiß leise und ohne Geräusch, um den andern nicht zu stören.

Außer dem Hause aber und unter den Leuten lebten sie in gleichmäßiger Feindschaft, und Niemand dachte daran, daß noch ein Funke von Liebe in ihnen sey.

Das dauerte nun in das vierzehnte Jahr. Dem Michel war unter dem vielen Hin- und Herhandeln das Geld von seinen verkauften zwei Aeckern durch die Finger gefallen, er wußte nicht wie; der Koanradle aber hatte sich von einem Auswanderer noch einen neuen Acker gekauft und fast ganz bezahlt. Der Michel gab sich nun meist damit ab, anderen Leuten beim Handel behülflich zu seyn, und er dachte daran durch den Verkauf eines neuen Ackers sich wieder flott und selbsthandelnd zu machen.

„Und es kam ein neuer König in Aegypten," diesen Vers im zweiten Buch Moses, Kap. 1, V. 9, konnten die Leute im Dorf auf eine eigene Weise auf sich anwenden. Der alte Pfarrer war gestorben, er war ein guter Mann, aber er ließ Alles gehen, wie es ging; der neue Pfarrer, der in das Dorf gekommen war, war ein eifriger junger Mann, er wollte Alles in Ordnung bringen, und er brachte auch Vieles zu Stande, bis er endlich in ein offenbares Verhältniß zu dem Schäpfleswirths Liesle kam, worauf er sich eben auch nicht mehr in die Privatangelegenheiten der Leute mischte, denn man konnte sagen: kehr' du vor deiner Thür! Jetzt aber war noch Alles im frischen Schwunge.

Es war an einem Sonntage nach der Mittagskirche, da saßen die Leute bei einander auf dem Bauholz für das neue Feuerspritzenhaus neben dem Rathhausbrunnen; auch der Michel

war mit darunter, er saß gebückt da und kaute spielend an einem Strohhalm. Da ging der Peter, der fünfjährige Bub des Schackerle's Hannes vorbei, einer rief das Kind herbei und sagte in die Tasche greifend: „Guck Peter, du kriegst ein Häufle*) Nuß, wenn du dem Koanrable nachmachst; wie macht der Koanrable?“ Der Bub schüttelte Nein und wollte gehen, denn er war gescheit und fürchtete den anwesenden Michel, aber er wurde festgehalten und fast gezwungen, und endlich machte er das Knotenschlingen, das Ausziehen und das Zungausstrecken; es war ein Gelächter, daß man's durch das halbe Dorf hörte. Als nun der Bub die Nüsse wollte, zeigte sich's, daß der Versprecher keine hatte, und neues Gelächter entstand, als der Knabe mit Füßen nach dem Betrüger ausschlug.

Der neue Pfarrer war indeß den kleinen Hügel am Rathhause herabgekommen, er war stehen geblieben und hatte dem ganzen Handel zugesehen; als nun der Knabe für seine dringende Forderung noch geprügelt werden sollte, da trat der Pfarrer schnell herzu und riß das Kind weg, alle Bauern standen schnell auf und rissen die Mützen vom Kopfe. Der Pfarrer nahm den Heiligenpfleger, der mit darunter gewesen war, mit durch das Dorf und ließ sich von ihm Alles erzählen; er erfuhr nun die Feindschaft der Brüder und Alles, was wir bisher erfahren.

Am Samstag darauf wurde der Koanrable, als er mitten im Dorfe Stein schlug, auf morgen früh nach der Kirche zum Pfarrer vorgeladen;

*) Vier.

er glotzte verwundert drein, die Pfeife ging ihm aus, und fast zwei Secunden blieb der Stein unter seinem mit einem Brette besohlten Fuße unzerspalten, er konnte sich gar nicht denken, was es im Pfarrhause gebe, er wäre gerne lieber gleich hingegangen.

Den Michel traf die Vorladung, als er gerade einem alten Gaul „seine Sonntagsstiefel schmierte", so hieß er nämlich das Aufputzen der Hufe; er pfiff dann die Melodie eines unzüchtigen Liedes, hörte aber doch mitten drin auf, denn er wußte wohl, was es morgen geben würde. Er war froh, daß er sich auch noch auf eine tüchtig gesalzene Gegenpredigt vorbereiten konnte, ein paar Brocken davon murmelte er schon jetzt leise vor sich hin.

Am Sonntag Morgen hielt der Pfarrer eine Predigt über den Text Psalm 129, „Siehe, wie gut und wie lieblich ist's, wenn Brüder beisammen sitzen." Er zeigte, wie alles Glück und alle Freude auf Erden halb und nichtig ist, wenn wir es nicht mit denen genießen und theilen, die unter demselben Mutterherzen wie wir geruht; er zeigte, wie die Eltern diesseits nicht glücklich und jenseits nicht selig werden können, deren Kinder Haß, Neid und Bosheit trennt, er wies auf das Beispiel von Kain und Abel hin und zeigte, wie der Brudermord die erste zeitige Frucht des Sündenfalls war. Alles dieß und noch viel mehr sprach der Pfarrer mit klangvoller, donnernder Stimme, so daß die Bauern von ihr sagten: „sie druckt die Wänd' auseinander"; aber freilich ist es oft fast noch leichter, die Wände auseinander zu drücken, als die verhärtete verschlossene Brust

der Menschen zu öffnen. Die Bärbel weinte bittere Thränen über die Hartherzigkeit ihrer Brüder, und obgleich der Pfarrer zehnmal wiederholte, er meine nicht Diesen oder Jenen, sondern Jeder möge die Hand auf's Herz legen und sich fragen, ob er die echte Liebe gegen die Seinigen habe, so dachte eben doch Jeder nur: „Das geht auf den Michel und den Koanradle, das ist bloß für die gemünzt.“ —

Diese beiden standen nicht weit von einander, der Michel kaute an seiner Mütze, die er zwischen den Zähnen hielt, der Koanradle aber hörte mit offenem Munde zu, und als sich einmal die Blicke beider begegneten, fiel dem Michel die Mütze aus der Hand und er bückte sich schnell.

Das Lied machte einen sanften beruhigenden Schluß; aber noch ehe die letzten Töne verklungen waren, war der Michel aus der Kirche und stand vor der Thüre des Pfarrhauses, sie war noch geschlossen; er ging in den Garten, lange stand er hier an den Bienenstöcken und sah dem emsigen Treiben der Thierchen zu:

„Die wissen's nit, daß Sunntig isch“,

und er dachte: „Du hast auch keinen Sonntag bei deinem Handel, denn du hast auch keinen rechten Werktag“, und er dachte wieder: wie viel hundert Geschwister in so einem Bienenstock bei einander wohnen, und alle arbeiten, wie die Alten; aber er blieb nicht lange bei derlei Gedanken, sondern er nahm sich vor, sich von dem Pfarrer keine Trense aufsetzen zu lassen, und als er nach dem Gottesacker drüben sah, dachte er an die letzten Worte Koanradle's und seine Fäuste ballten sich.

Im Pfarrhause traf der Michel den Pfarrer und den Koanrable schon in eifrigem Gespräche beisammen; der Pfarrer stand auf, er schien den Ankömmling nicht mehr erwartet zu haben, er bot Michel einen Stuhl an, auf seinen Bruder deutend, erwiederte aber Michel:

„Herr Pfarrer, allen Respekt vor Euch, aber ich setz' mich nicht nieder, wo der da ist; Herr Pfarrer, Ihr seyd erst kurz im Dorf, Ihr wisset nicht, was der für ein Lugenbeutel ist, das ist ein scheinheiliger Duckmäuser, der hat's aber faustdick hinter den Ohren. Alle Kinder machen ihm nach," fuhr er zähneknirschend fort, „wie geht's deinem Michel?" er machte nun ebenfalls die uns sattsam bekannten Manieren, dann sagte er wieder zitternd vor Wuth: „Herr Pfarrer, der da ist an meinem Unglück schuldig, er hat mir den Frieden im Haus verscheucht, und ich hab' mich dem Teufel mit seinem Roßhandel ergeben, du hast mir's prophezeiht, du", sagte er auf seinen Bruder losfahrend, „ich häng' mich noch an einem Roßhalfter auf, aber zuerst mußt du d'ran."

Der Pfarrer ließ die beiden Brüder austoben, er gebrauchte seine Würde nur in so weit, um von Thätlichkeiten zurückzuhalten; er wußte wohl, daß, wenn der lang' verhaltene Ingrimm ausgeschüttet, auch die Liebe zum Vorschein kommen müsse, aber er täuschte sich doch noch halb.

Endlich saßen die beiden Brüder wortlos und nur noch laut athmend da, keiner regte sich; da sprach der Pfarrer zuerst mit sanften Worten, er öffnete alle verborgenen Falten des Herzens: es half nichts, die beiden sahen zur Erde — Der Pfarrer schilderte ihnen die Qualen ihrer Eltern

im Jenseits, der Koanradle seufzte, aber er sah nicht auf; da faßte der Pfarrer alle seine Kraft zusammen, seine Stimme dröhnte wie die eines strafenden Propheten, er schilderte ihnen, wie sie nach ihrem Tode vor den Richterstuhl des Herrn kommen und der Herr ruft: „Wehe! Wehe! Wehe! Ihr habt verstockten Herzens in Haß gelebt, Ihr habt die Bruderhand einander entzogen, gehet hin an einander geschmiedet, verschmachtet ewig in der Hölle."

Alles war stille, der Koanradle wischte sich mit seinem Aermel die Thränen ab, dann stand er auf und sagte: „Michel!"

Der Angeredete hatte seit so vielen Jahren diesen Ton nicht gehört, daß er plötzlich aufschaute, und der Koanradle trat näher und sagte: „Michel, verzeih!" — Die Hände der Brüder lagen fest ineinander, die Hand des Pfarrers wie segnend darauf.

Alles im Dorfe schaute auf und freute sich, als man den Michel und den Koanradle Hand in Hand den kleinen Hügel am Rathhause herunter kommen sah.

Bis nach Hause ließen sie ihre Hand nicht los, es war, als ob sie die lange Entbehrung einbringen mußten; zu Hause aber rissen sie schnell die Hängeschlösser ab, dann gingen sie in den Garten und stürzten den Zaun um, so viel Kohl auch dabei zu Grunde ging, dieß Zeichen der Zwietracht mußte fort.

Dann gingen sie zu ihrer Schwester und aßen an einem Tisch neben einander.

Nachmittags saßen die beiden Brüder in der Kirche und ein jeder hielt eine Seite von dem Gesangbuche der Mutter in der Hand.

Ihr ganzes Leben ward fortan wiederum ein einiges.



Tonele mit der gebissenen Wange.

Auf dem Feldraine, da wo der Weg sich scheidet und der eine nach Mühringen, der andere nach Ahldorf führt, im sogenannten „Kirschenbusch", dort saßen an einem Sonntag Nachmittage drei Mädchen unter einem blühenden Kirschenbaume. Rings umher war Alles stille, kein Pflug regte sich, kein Wagen rasselte; so weit das Auge schauen konnte, überall sonntägige Ruhe. Von der Anhöhe gegenüber, vom Daberwasen, wo noch die Kirche eines alten Klosters steht, tönte die Glocke, die wie mit lautem Gruße die Betenden heim geleitete; in dem kleinen Thälchen, „im Grunde" genannt, blühte der gelbe Reps zwischen den grünen Kornfeldern, und rechts auf der Anhöhe sah man von dem jüdischen Gottesacker nur die vier Trauerweiden, die an den vier Ecken des

großen Hügels stehen, unter welchem die Großmutter, die Mutter und ihre fünf Kinder ruhen, die alle in einem Hause verbrannt sind. — Weiter unten stand mitten unter den blühenden Bäumen ein hohes, ziegelroth und weiß angestrichenes, hölzernes Crucifix. Sonst war rings umher lauter still treibendes Leben. Hie und da kam ein Bauer quer über's Feld, bisweilen einer, bisweilen aber auch mehrere, die sich unter traulichem Gespräche nach dem Gedeihen ihrer Saat umschauten; in ihrem Sonntagsstaate kamen sie und sahen vergnügt das stille Walten und Wirken der Natur in ihrer Sonntagspracht.

Die drei Mädchen saßen ruhig da, die Hände auf ihre weißen Schürzen gelegt, und stimmten ihre Lieder an; Bärbele sang die erste Stimme, das Tonele (Antonie) und das Brigittle begleiteten es mit natürlichem Takte; andächtig und wehmüthig schallten die langgezogenen Töne über die Flur dahin, und so oft die Mädchen sangen, pfiff ein Distelfink, der in den Zweigen des Kirschenbaumes saß, mit doppelter Lust, und so oft die Mädchen nach Beendigung einer Strophe innehielten oder leise mit einander plauderten, verstummte der Distelfink fast plötzlich; die Mädchen sangen:

„Schön's Schätzle, um was i Di bitte thur,
Bleib nur noch e Jährle bei mir.
Und Alles, was du verzehre thust,
Das will ich bezahle vor Dir."

„Und wenn Du gleich Alles bezahle thust,
Geschieden muß es jetzt seyn.

Wir reisen in frembeste Länder hinein,
Schön's Schätzle, vergiß Du nit mein."

Und als ich in fremde Land' hinein kam,
Schön's Schätzle steht unter der Thür,
Es thät mich so freundlich nit grüßen:
„Schön's Schätzle, was machst Du allhier?"

Es ist kein Apfel am Baum so roth,
Schwarz Kerne sind es darin.
Es ist kein Mädle im ganz Oestreich,
So führt es ein falschen Sinn.

Paff! fiel ein Schuß, die Mädchen schreckten zusammen, der Distelfink flog vom Kirschenbaum fort. Da sahen die Mädchen den Jäger von Mühringen in ein Repsfeld springen, sein Hund ihm vorauf, der Jäger hob einen Reiher in die Höhe, raufte eine Feder aus, steckte sie auf den Hut, schob den Vogel in die Jagdtasche und hing sich seine Flinte wieder um; es war ein schöner Mann, wie er so aus dem grünen Felde daher kam.

Das Tonele sagte: „er hätt' doch das Thier am Sonntag leben lassen können."

„Ja", sagte Bärbele, „die Jäger sind Alle keine rechten Christenmenschen, sie können nichts als die armen Bauern wegen Holzfrevel in den Thurm und die unschuldigen Thiere um's Leben bringen; der grün' Teufelsknecht hat noch vergangen *) des Bläsis Käther auf vier Wochen

*) Vor Kurzem.

ins Spinnhaus gebracht; ich möcht' keinen Jäger heiren *) und wenn er mir weiß nicht was versprechen thät'."

„Die alt' Ursel hat mir einmal erzählt", sagte Brigittle, das jüngste von den dreien, „daß ein Jäger jeden Tag ein lebiges Wesen todt machen muß."

„Das kann er genug haben", lachte Bärbele, und wies ihn an das Ungeziefer.

Unterdessen kam der Jäger näher, wie auf eine Verabredung begannen alle drei Mädchen zu singen; sie wollten thun, als ob sie den Jäger nicht bemerkten, und doch sangen sie in ihrer Befangenheit nur mit halber Stimme und summten nur so vor sich hin den letzten Vers des Liedes:

Ein falschen Sinn, ein hohen Muth,
Drei Federn trag' ich auf meinem Hut;
Und weil ich mein Schätzle verloren hab',
So reis' ich gleich wiederum ab.

„Guten Tag, ihr Jungfern, warum so leis?" fragte der Jäger stehenbleibend.

Die drei Mädchen fingen an zu kichern und hielten sich ihre Schürzen vor den Mund; Bärbele aber gewann am schnellsten das Wort wieder und es sagte: „Schön Dank, Herr Jäger, wir singen halt nur für uns und wir hören's schon, wenn wir auch noch so leis singen, wir singen nicht für Andere."

„Brr!" sagte der Jäger, „das Mäule schneid't ja wie geschliffen."

„Geschliffen oder ungeschliffen, das ist gehupft wie gesprungen, wem's nicht gefällt, der kann's

---

*) Heirathen.

ja besser machen, wenn er's kann", erwiederte das Bärbele; das Tonele stieß es an und sagte halblaut: „Du bist aber auch grob wie Bohnenstroh."

Die Mädchen waren bei alle dem doch verlegen, und sie wählten wohl gerade das unrechteste Mittel, der Verlegenheit auszuweichen; sie standen auf, faßten sich unter dem Arme, um nach Hause zu gehen.

„Darf ich den Jungfern Gesellschaft leisten?" sagte der Jäger wieder.

„Das ist Landstraße und die Straß' ist breit", sagte Bärbele.

Der Jäger dachte daran, sich von dem groben Mädchen fortzumachen, aber er besann sich schnell, wie lächerlich es wäre, sich verblüffen zu lassen; er fühlte es wohl, er sollte auch in dem gleichen Tone antworten, aber er konnte nicht: das Tonele, an dessen Seite er ging, hatte ihm so in die Augen gestochen, daß er gar keinen tüchtigen Spaß machen konnte, und er war doch sonst gar nicht so blöde; er ließ daher dem Mädchen seine Freude und ging mit, ohne ein Wort zu reden.

Um doch Einiges wieder gut zu machen, fragte das Tonele: „Wohin wollet Ihr denn am Sonntag?"

„Ge' Horb", sagte der Jäger, „und wenn mich die Jungfern begleiten thäten, es käm' mir auf den besten Schoppen nicht an."

„Wir bleiben daheim", sagte das Tonele, und wurde über und über roth.

„Wir löschen lieber den Durst mit Gänswein, den kriegen wir auch geschenkt", sagte das Bärbele,

Man war dem Dorfe näher gekommen, da sagte das Bärbele abermals, auf einen Fußweg deutend: „Herr Jäger, da könntet Ihr hinten 'rum kommen, da geht der nächste Weg nach Horb."

Dem Jäger wurde es endlich zu viel, und er hatte ein höchst derbes Wortspiel im Munde; aber er unterdrückte es und sagte nur: „Ich seh' gern ehrlichen Leuten und einem ehrlichen Dorf ins Gesicht;" er konnte sich aber nicht enthalten, dem Bärbele dabei den Rücken zuzukehren.

Als die vier in das Dorf hineingingen, fragte der Jäger das Tonele, wie es heiße; aber noch ehe es antworten konnte, sagte Bärbele: „Wie man's getauft hat."

Und als nun der Jäger zum Bärbele sagte: „Ihr seyd ja wundergescheit, wie alt seyd Ihr denn?" erhielt er die gewöhnliche Antwort: „So alt wie mein kleiner Finger."

Das Tonele aber sagte halb leise: „Ich heiß' Tonele, warum fraget Ihr denn?"

„Weil mir's lieb ist, es zu wissen."

Man ging den Berg hinan, an dem sich die beiden Häuserreihen hinaufziehen; oben, an des Sauerbrunnenbasche's Haus steckten die drei Mädchen stillstehend die Köpfe zusammen, und husch! stoben sie wie verscheuchte Tauben auseinander und ließen den Jäger allein stehen; dieser pfiff seinem Hunde, der den Mädchen nachgesprungen war, steckte die linke Hand in den Gewehrriemen und ging ebenfalls davon.

An der Steingrube erholten und sammelten sich die Mädchen wieder.

„Du bist aber auch gar zu grob“, sagte Tonele zu Bärbele.

„Jo weger“ †), betheuerte Brigittle.

„Er hat Dir ja nichts gethan“, fuhr Tonele fort, „und Du bist auf ihn losgefahren wie ein Kettenhund.“

„Ich hab' ihm auch nichts gethan“, sagte Bärbele; „ich hab' ihn nur gefoppt, warum hat der Tralle mir nicht 'rausgegeben? und wahr bleibt wahr, ich mag ihn nicht, wie kommt der Grünrock dazu? meint er, weil er beim Baron Münch Jäger sey, dürft' er nur so mit uns laufen durch das ganze Dorf durch, daß alle Leute meinen, wir wollen 'was von ihm? Und was müßt' der Sepper *) und der Kaspar davon denken? Nein, nein, ich bin kein so Tättele **) wie Du, ich lass' mir nichts gefallen, von keinem Grafen und von keinem Baronen.“

Das Gespräch wurde unterbrochen, denn der Sepper und der Kaspar kamen; sie hatten ihre Schätze im Kirschenbusch gesucht und nicht gefunden. Bärbele erzählte nun die ganze Geschichte.

Der Sepper gab dem Bärbele vollkommen recht und sagte: „das Herrenpack muß man gleich von vornherein abtachteln!“ ***)

Der Jäger, der doch nichts weniger als ein

†) Wahrlich.
*) Joseph.
**) Schüchternes Mädchen.
***) Wahrscheinlich abtackeln, herunterreißen.

„Herr" war, wurde immer mehr zu einem solchen gestempelt, damit man desto besser auf ihn losziehen konnte.

Sepper nahm seinen Schatz, das Tonele, an den einen Arm, an den andern hing sich das Brigittle, der Kaspar und das Bärbele gingen neben ihnen, und so wanderten sie durch die Hohlgasse nach der Hochbur spazieren.

Auf der Hochbur angelangt, sahen sie nicht weit davon den Jäger beim Nordstetter Waldschützen stehen; der Sepper bemerkte sogar, daß der Jäger nach ihnen hindeutete, und er räusperte sich, als ob er dem „Herrn" sogleich eine tüchtige Antwort zu geben hätte, obgleich sie noch mehr als zweihundert Schritte von einander entfernt waren; dann faßte er das Tonele um den Hals und gab ihm einen herzhaften Kuß, gleichsam auch als weit hin erkennbare Sprache; darauf schritt er lustig pfeifend dahin und schwenkte sich gar keck und muthig.

Auf einem Feldraine sitzend, wurde von unsern Bekannten unter Singen und Küssen der Nachmittag verbracht. Am übelsten war das Brigittle dran, sein Schatz war in Heilbronn bei den Soldaten; wer weiß, wo er jetzt war, während sein Mädchen glühenden Antlitzes abseits von den Anderen, mit einer Blume spielend, seiner gedachte? Als es Abend zu werden begann, machte Brigittle die anderen Mädchen wieder zurecht, seine eigene Halskrause war in der besten Ordnung geblieben, während die Haare und Halskrausen der Andern „verstrobelt und verzobelt" waren, wie es gutmüthig scheltend sagte.

Man ging wiederum auf der Straße spazie-

ren, alle Mädchen und Burschen sammelten sich dort, und nun schieden sich die Geschlechter.

Die Burschen gingen in langen Reihen, aber ein Jeder für sich, singend oder im Chore vierstimmig pfeifend das Dorf hinein; etwa dreißig Schritte hinter ihnen gingen die Mädchen Arm in Arm, ebenfalls in langen Reihen, die die ganze Breite der Straße einnahmen, sie sangen unaufhörlich: immer wieder fing ein Mädchen ein neues Lied an, und die Anderen stimmten ohne langes Besinnen und Hin- und Herreden ein.

Das Tonele ging an der linken Flanke und an seinem rechten Arme hing das Blätschle's Marann', die Flambomarann' genannt; das war ein unglückliches Mädchen, denn die ganze linke Hälfte seines Gesichts, von der Stirne bis zum Kinn, war blau, wie von geronnenem Blute unterlaufen. Bei dem großen Brande vor achtzehn Jahren, wobei die sieben Menschen verbrannten, war die Mutter Marann's, die damals schwanger war, schnell herzugeeilt, und da sie die Flamme sah, fuhr sie sich erschreckt mit der Hand über das Gesicht; als nun das Kind zur Welt kam, hatte es auf der einen Seite ein blitzblaues Gesicht. Das Tonele hatte immer einen unüberwindlichen „Grausel" vor der Marann', aber es hatte nicht Muth genug, vor ihr zurückzuweichen, als sie seinen Arm faßte; so ging es nun neben ihr, innerlich zitternd, aber es sang um so lauter, um dadurch gerade über sich Meister zu werden.

Bei des Schloßbauern Haus holte der Jäger, von Horb kommend, die Mädchen ein; als er das Tonele ansichtig wurde, ward er feuerroth, er hob

sein Gewehr etwas von der Schulter, hing es aber sogleich wieder über; und er sagte zu Tonele gewendet: „Guten Abend, ihr Jungfern.“ „Schön Dank,“ erwiederten Einige, und der Jäger fuhr leiser zu Tonele fort:

„Ist's jetzt eher erlaubt, daß man mitgeht?“

„Nein, das schickt sich nicht, daß Ihr mit uns durch das Dorf gehet, thut mir den Gefallen und gehet voraus zu den Buben,“ erwiederte das Tonele ebenfalls ganz leise.

Der Jäger war hierüber hoch erfreut und ging höflich grüßend voraus.

Beim Adler machte Alles Halt, die Abendglocke läutete, die Burschen zogen ihre Mützen ab und sprachen ein leises Vaterunser; auch die Mädchen sprachen dasselbe leise, darauf machte ein Jedes das Zeichen des Kreuzes.

Kaum war aber dieß vorbei, so ging das Scherzen und Schäkern wieder los. Der Jäger sagte: „Gut' Nacht beisammen“ und ging seines Weges. Die Mädchen foppten das Tonele mit dem Jäger, und daß es etwas leise mit ihm gemunkelt habe; der Sepper, der das hörte, stand plötzlich starr und hielt die Pfeife, die er eben zum Munde führen wollte, krampfhaft vor sich hin, seine linke Faust ballte sich, er sprach kein Wort, aber aus seinem Auge, das stier auf Tonele gerichtet war, blitzten furchtbare Gedanken; dann aber wiegte er sich wieder stolz auf den Knieen und warf nur einmal den Kopf rückwärts.

Als sich Alles zerstreute, begleitete der Sepper das Tonele; er ging eine Weile still neben ihm her, dann sagte er:

„Was hast Du mit dem Jäger?“

„Nichts."

„Was hast Du mit ihm gered't?"

„Was man eben so red't."

„Ich will aber, Du sollst kein Wörtle zu ihm sagen."

„Und ich lass' mir von Dir nicht befehlen, mit wem ich reden soll."

„Du bist eben ein hoffärtiges, falsches Ding."

„Wenn Du's glaubst, ist mir's auch recht."

Die beiden gingen noch eine Strecke mit einander und redeten kein Wort; sie kamen vor dem Hause Tonele's an, es sagte gute Nacht, aber der Sepper gab ihm keine Antwort und das Tonele ging ins Haus. Den ganzen Abend blieb noch der Sepper vor dem Hause stehen, er pfiff und sang allerlei Weisen, er glaubte, das Tonele müsse noch zu ihm herauskommen; aber es kam nicht, und er ging in heftigem Zorne davon.

Während der ganzen Woche sprach der Sepper kein Wort mit dem Tonele, ja er wich ihm sogar aus, wo er ihm begegnete.

Am Samstag Nachmittag holte der Sepper mit seinen Gäulen im Würmlesthäle Klee für den Sonntag, auf der Heimfahrt sah er das Bärbele mit einem schweren Kleebündel auf dem Kopfe aus dem Beigele'sthäle kommen; er hielt an, rief dem Bärbele, es mußte seinen Klee auf den Wagen legen und sich dann zu ihm hinauf setzen. Hier oben kam es nun zu einer grundmäßigen Erklärung. Das Bärbele machte dem Sepper wegen seiner dummen Eifersucht so tüchtig den Marsch, daß er noch an demselben Abend beim Rathhausbrunnen wartete, bis das Tonele kam, um Wasser zu holen; er sprang schnell herzu,

hob ihm den Kübel auf den Kopf, dann ging er neben ihm her und sagte:

„Wie hast Du denn die Woch' gelebt? ich hab' sündlich viel zu schaffen."

„Und machst Dir noch mehr zu schaffen, für nichts und wieder nichts; Du bist ein recht unbändiger Mensch. Siehst Du jetzt ein, daß Du unrecht gehabt hast?"

„Mit dem Jäger darfst Du halt kein Wort mehr reden."

„So oft ich will, red' ich," sagte Tonele; „ich bin kein Kind, ich weiß schon, was ich zu thun hab'."

„Aber wenn Du doch nicht mußt, brauchst Du doch nicht mit ihm zu reden?"

„Nein, das brauch' ich nicht, aber ich lass' mich nicht so kurz am Leitseil halten."

Der Friede war wieder hergestellt, keine Störung trat ein, denn auch der Jäger kam lange nicht mehr nach Nordstetten.

Tonele saß am Sonntage oft mit seinen Kamerädinnen oder auch mit dem Sepper im Kirschenbusch und sang und scherzte; die Waldkirschen (denn andere gibt es bei uns nicht) waren längst reif, der Reps wurde eingeheimst, Roggen und Gerste geschnitten, in dem stillen friedlichen Leben unserer Bekannten war Alles beim Alten geblieben, die Liebe Tonele's und Seppers hatte, wenn es möglich war, noch an Heftigkeit zugenommen; nur noch diesen Herbst hatte der Sepper das letzte Manöver beim Militär mitzumachen, dann bekam er seinen Abschied und dann — gab es Hochzeit.

Seit jenem Sonntage im Frühjahre hatte das Tonele den Jäger mit keinem Auge mehr gesehen, erst als es mit dem Sepper gemeinschaftlich in der Molde *) Hafer schnitt, ging der Jäger vorüber und sagte: „Schneidet's gut?“ Das Tonele schreckte unwillkürlich zusammen, es antwortete nicht, sondern bückte sich und schnitt emsig, der Sepper aber sagte: „Groß Dank“ und auf eine Garbe knieend, drehte er dieselbe recht fest zu, als ob er dem Jäger damit den Hals zudrehe; der Jäger ging fürbaß.

Es war gut, daß der Sepper erst drei Tage nach des Bärbele's Hochzeit mit dem Kaspar zum Manöver einrücken mußte; er nahm sich deßhalb vor, sich dabei noch recht wohl seyn zu lassen, und er hielt getreulich Wort.

Fast in allen Häusern, wo der Sepper mit dem Kaspar die Einladungen zur Hochzeit machte, sagten die Leute: „Nun, Sepper, jetzt kommt's bald an Dich,“ und er schmunzelte bejahend.

Am Hochzeitstage war es dem Sepper so wohl wie einem Vogel im Hanfsamen, er genoß die Vorfreude seines künftigen baldigen Glücks; als es zum Tanze ging, stieg er zu den Musikanten auf die Erhöhung und bestellte sie, sammt noch zwei Trompetern mehr, zu seiner Hochzeit, er wollte als Gardist recht viel Trompeten haben.

Abends machte aber eine neue Erscheinung dem Sepper einen Strich durch die Rechnung; der Jäger kam nämlich auch zum Tanze und die erste, die er engagirte, war Tonele. „Ist

*) Name einer Gemarkung.

schon engagirt," antwortete Sepper statt des Tonele.

„Die Jungfer wird wohl selber reden können," erwiederte der Jäger.

„Den nächsten Hopser wollen wir mit einander tanzen," sagte das Tonele und nahm den Sepper bei der Hand; es wendete sich aber nochmals nach dem Jäger um, ehe es zu tanzen begann. Als nun das Tonele mit dem Jäger den Hopser tanzte, setzte sich der Sepper an den Tisch, und er nahm sich vor, heute Abend keinen Fuß mehr zu rühren, und daß das Tonele auch nicht mehr tanzen dürfe. Da kam Bärbele, von seiner „Gespiele" geschickt, und forderte den Mürrischen auf; der Hochzeiterin darf nie einer einen Tanz ausschlagen, und so folgte der Sepper dem ihn nachziehenden Bärbele, das ihm alsdann beim Aushalten tüchtig die Leviten las: „Ich weiß gar nicht," sagte es, „Du kommst mir ganz närrisch vor mit dem Jäger; Du bist dran schuld, wenn ihn das Tonele gern kriegt, es thät schon lang' mit keinem Gedanken mehr nach ihm umgucken, wenn Du es aber fort und fort so mit ihm quälst, da muß es ja immer wieder an ihn denken, und da denkt es darüber nach, ob es wirklich wahr ist, daß der Jäger es gern hat, und da kann es ihn eben auch gern kriegen, denn guck, er kann halt doch noch besser tanzen, als Du, so links 'rum kannst Du doch nicht hopsen."

Der Sepper lachte, aber innerlich mußte er dem schalkhaft gescheiten Weibchen recht geben, und als er dann mit seinem Schatze am Tische saß, brachte er es dem Jäger zu (ihm Bescheid

zu thun), er winkte dabei dem Tonele und sagte: „Stoß mit ihm an;" der Jäger trank, eine höfliche Verbeugung machend, auf die Gesundheit Tonele's, dem Sepper nickte er kaum zu; dieser aber nahm sich vor, heute nicht mehr böse zu seyn, sondern er freute sich vielmehr über seyn kluges Benehmen gegen den Jäger, und hielt dann das Tonele selig im Arme.

Es war schon spät in der Nacht, oder eigentlich früh am Morgen, als der Sepper das Tonele nach Hause begleitete; sie waren noch lange allein und das Tonele schmiegte sich mit wilder Gluth an seine Wangen und faßte ihn mit gewaltigen Armen fest. Auch der Sepper war hoch erregt, aber er konnte es doch nicht unterdrücken, noch einmal von dem Jäger zu sprechen; das Tonele aber sagte: „Laß jetzt den Jäger, guck, es gibt jetzt gar nichts auf der Welt als Du." — Der Sepper hob das Tonele hoch in die Lüfte, dann umfaßte er es wieder und den Mund an seine Wange pressend sagte er: „guck, ich möcht' Dir g'rad 'neinbeißen.

„Beiß," sagte Tonele.

Wehe! der Sepper hatte wirklich gebissen, das Blut rann Tonele von der Wange und floß hinab, bis an den Hals; erschreckt fuhr es mit der Hand nach seiner Wange, es fühlte die offenen Spuren der Zähne, da stieß es den Sepper von sich, daß er rücklings hinstürzte, dann schrie und heulte es laut auf, daß Alles im Hause erwachte; der Sepper richtete sich auf, um es zu trösten, aber jämmerlich wehklagend stieß es ihn abermals von sich. Da man Geräusch im Hause vernahm, schlich sich

der Sepper fort, denn er dachte: die Sache ist nicht so arg; auch wollte er sich und Tonele jede Verlegenheit ersparen, und er hoffte, es würde schnell eine Ausrede vorbringen, wenn die Leute herbeikämen.

Der Vater und die Mutter kamen mit Licht und sie schlugen die Hände zusammen, als sie ihr bluttriefendes Kind sahen. Schnell wurde die alte Ursel, die viel Hausmittelchen kannte, herbeigeholt, die alte Frau sagte ganz offen: „Das kann den Krebs geben, oder der das gethan hat, muß die Wunde mit seiner Zunge reinigen.“ — Das Tonele schwur hoch und heilig, lieber zu sterben, als daß der Sepper es nur noch einmal berühren dürfte.

Es wurden nun allerlei Heilmittel angewendet und das Tonele stöhnte wie eine Sterbende.

Unter keiner Bedingung wollte das Tonele mehr den Sepper sehen, und dieser ging endlich zwei Tage darauf, ein kleines weißleinenes Ränzchen auf dem Rücken, nach Stuttgart.

Erst nach vierzehn Tagen ging Tonele aus dem Hause, aber immer mit verbundenem Gesichte. Merkwürdig! fast der erste, der ihm begegnete, als es mit der Hacke auf der Schulter zum Kartoffelgraben ins Feld ging, war der Jäger.

„Wie geht's, schönes Tonele?“ fragte er gutmüthig die Verbundene.

Das Tonele wollte vor Scham in den Boden sinken, es war ihm so eigen, daß er es bei seinem Namen nannte und noch dazu „schönes“ sagte, es fühlte jetzt doppelt, wie gräßlich entstellt es war; als es daher schweigend seufzte,

sagte der Jäger: „Ich hab' schon gehört, was Euch geschehen ist, darf man's nicht sehen?" — Das Tonele schob schüchtern das Tuch weg und der Jäger schlug unwillkürlich die Hände zusammen, dann aber sagte er: „Das ist unverzeihlich, unmenschlich, so mit so einem herrlichen Mädchen umzugehen wie Ihr seyd; das ist einmal wieder eine echte Bauernrohheit, verzeihet mir's, ich mein' Euch gewiß nicht mit, aber die Menschen sind oft halb Vieh. Lasset's Euch aber nicht zu sehr grämen."

Das Tonele hörte aus allem diesen nur die Theilnahme des Jägers heraus, und sagte: „Nicht wahr, ich bin recht verschänd't?"

„Bei mir thät' das nichts," sagte der Jäger, „und wenn Ihr nur einen Backen hättet, Ihr thätet mir doch besser gefallen als alle Mädle von Nordstetten bis Paris."

„Das ist nicht recht, einen so zu foppen," sagte das Tonele wehmüthig lächelnd.

„Nein, ich fopp' nicht," sagte der Jäger, die Hand des Mädchens fassend, und fuhr fort: „Guket, ich thät' Euch gleich heirathen, so wahr mir Gott das Leben gibt."

„Das ist sündlich gesprochen," sagte Tonele.

„Ich seh' keine Sünd' d'ran, wenn wir uns heirathen thäten," sagte der Jäger.

„Wenn wir gut Freund bleiben wollen, so redet mir davon kein Wörtle mehr," sagte Tonele und ging quer über's Feld.

Da begab sich für den Jäger ein Ereigniß, wie er sich's nicht besser wünschen konnte. Das Tonele hatte eine reiche Base in Mühringen, deren Hochzeit in wenigen Tagen seyn sollte, und das

Tonele kam für den drei Tage lang dauernden Tanz nach Mühringen. Die Schwester des Jägers schloß schnell Freundschaft mit dem Tonele, und die beiden Mädchen spazierten mit einander über Wies' und Feld und hielten sich beim Tanze zusammen. Das Tonele erschien hier zum ersten Male mit unverbundenem Gesichte, und man kann fast sagen, es war schöner seit dem Bisse.

Der Jäger hielt sich beim Tanze immer zum Tonele und am Abend machte er ihm noch eine Freude, wie sie noch kein Bauernmädchen von ganz Nordstetten gehabt hatte.

Der alte Baron Münch, ein wohllebig dicker Mann, so geizig er auch war, und so sehr er auch einem Bauer, der ein Bündel dürres Holz im Walde holte, nachjagte, war doch sehr splendid für ein kleines Theater, das er sich auf dem Schlosse hielt, und wozu er die Honoratioren der Gegend einlud. Der Jäger erhielt die Erlaubniß, das Tonele mit zum Theater zu bringen.

Das Tonele zitterte, daß ihm die Zähne klapperten, als es mit dem Jäger den Berg hinanging, auf dem das Schloß in alterthümlicher Weise mit Zugbrücke, Wall und Graben steht. Still, ganz in sich zusammengeschauert, auf den Zehen gehend, trat es in den Saal, wo die Herrschaften schon waren; es erhielt einen Platz nicht weit hinter der Musik, die Obervogtin richtete ihre Lorgnette lange nach ihm, und das Tonele saß da, schlug die Augen nieder und wagte kaum zu athmen, die Narbe an der Wange brannte, es war, als ob der Blick der Obervogtin die Wunde wieder aufgerissen hätte. Da rauschte nach der Musik der

Vorhang auf, Tonele hörte mit angehaltenem Athem zu; es weinte bittere Thränen über das Schicksal des armen, herzensguten Lorenz Kindlein (denn dieses Stück wurde gespielt), es hätte gewiß nicht so lange gewartet, wenn es die Tochter gewesen wäre, und erst als der Vorhang wieder fiel, entlud sich ein gewaltiger Seufzer seiner Brust.

Aber auch der Jäger war glückselig, denn er erhielt das Versprechen, daß das Tonele am Sonntage nach der Mittagskirche im Buchwäldle mit ihm zusammen kommen wolle.

Und so war der Jäger bei seinem Manöver viel glücklicher als der Sepper zu Rosse bei dem Manöver auf der Ebene von Ludwigsburg, und noch ehe er den Abschied vom Militär erhielt, hatte ihm das Tonele den Abschied gegeben.

Bei seiner Heimkunft war der erste Ausgang des Seppers zu dem Tonele, er traf es an der Kunkel in der Stube bei seinen Eltern, aber es redete kein Wort mit ihm und blickte ihn nur manchmal stier an; er zeigte seinen ehrenvollen Abschied und breitete ihn, nachdem er alle Stäubchen weggeblasen, auf dem Tische aus, aber das Tonele kam nicht einmal her, um hineinzublicken; er wickelte den Abschied wieder in ein doppeltes Papier und ging, das Document behutsam in der Hand haltend, fort zu dem Bärbele. Hier hörte er nun Alles, und daß die beiden Gespielen sich wegen des Jägers verfeindet hätten; der Sepper zerknitterte den Abschied mit beiden Händen zu einem Ballen zusammen und ging dann fort.

Es war in der Dämmerung, da saß der Sepper unter demselben Baume im Kirchenbusch, wo wir das Tonele zuerst gesehen haben; der Baum war entblättert, der Wind pfiff über die Stoppelfelder und der Fichtenwald rauschte und brauste wie ein Strom, vom Daberwasen her tönte das Nachtglöckchen, und ein verspäteter Rabe flog krächzend dem Walde zu; der Sepper aber sah und hörte nichts, er saß da, die Ellbogen auf die Kniee gestemmt, und hielt sich mit den Händen die Augen zu. So saß er lange. Da hörte er das Bellen eines Hundes und herannahende Schritte, er sprang rasch auf; der Jäger kam aus dem Dorfe. Sepper sah das Glitzern des Gewehres, er sah aber auch eine weiße Schürze, und er vermuthete mit Recht, daß das Tonele den Jäger begleitet hatte; sie blieben eine Weile stehen, dann kehrte das Tonele um.

Als ihm der Jäger nahe war, sagte der Sepper in trotzigem Tone: „Guten Abend!"

„Schön Dank," erwiederte der Jäger.

„Ich hab' mit Euch ein Hühnle zu rupfen," sagte der erste wieder.

„Ah, der Sepper," sagte der Jäger, „seit wann seyd Ihr wieder da?"

„Für Dich zu früh, Du — wir wollen nicht lang' machen, da, wir wollen Hälmle ziehen, wer von uns beiden vom Tonele lassen muß; und wenn ich's verlier', so muß ich das Gewehr für mich haben."

„Ich zieh kein Hälmle."

„Dann zieh' ich Dir Dein' Seel' aus dem Leib, Du grüner Spitzbub'," schrie der Sepper,

das Gewehr des Jägers mit der einen Hand, mit der andern seine Gurgel packend.

„Waldmann faß," schrie der Jäger noch mit halber Stimme, der Sepper aber gab dem Hunde einen tüchtigen Tritt, dadurch wurde indeß der Jäger etwas freier; mit aller Macht rissen sich nun die beiden um das Gewehr und hielten sich an der Gurgel, da, plötzlich ging das Gewehr los und der Jäger stürzte rücklings in den Graben, er stöhnte nur noch einmal, und der Sepper beugte sich über ihn, um zu hören, ob er noch athme. Da kam das Tonele herbeigesprungen, der Schuß in finsterer Nacht hatte es herbeigelockt, es ahnte nichts Gutes.

„Da, da," rief der Sepper, „da liegt Dein Jäger, jetzt heirath' ihn."

Das Tonele stand erstarrt und konnte sich nicht regen, endlich sagte es: „Sepper, Sepper, Du hast Dich und mich unglücklich gemacht."

„Was geh' ich Dich an, ich will von der ganzen Welt nichts mehr," rief der Sepper und floh nach dem Fichtenwalde zu. — Man hat nie mehr etwas von ihm gehört. — —

Auf dem Wege nach Mühringen im Kirchenbusch steht an dem Feldraine ein steinernes Kreuz zu ewigem Andenken, daß hier der Jäger von Mühringen erschlagen wurde.

Das Tonele aber ist erst nach vielen Jahren einsamen Kummers vom Leben erlöst worden.



Inhaltsverzeichniß.